



Kulturpreis Deutsche Sprache

2003

Ansprachen und Reden

Herausgeber:

Helmut Glück

Walter Krämer

Eberhard Schöck

Kulturpreis Deutsche Sprache

2003

Ansprachen und Reden

Herausgegeben von
Helmut Glück, Walter Krämer
und Eberhard Schöck

IFB Verlag Paderborn

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de>
abrufbar.

Erste Auflage 2004
Copyright © by
IFB Verlag
im Institut für Betriebslinguistik
Schulze-Delitzsch-Straße 40
D-33100 Paderborn.
Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit
Genehmigung des Verlages.
Druck: Difo-Druck, Bamberg

ISBN 3-931236-45-2

Kulturpreis Deutsche Sprache

2003

Ansprachen und Reden

Herausgegeben von
Helmut Glück, Walter Krämer
und Eberhard Schöck

Redaktion: Holger Klatte

Inhalt

Grußwort des Sprechers der Jury für den Kulturpreis Deutsche Sprache Prof. Dr. Helmut Glück	9
Grußwort des Staatssekretärs im Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst Prof. Dr. Joachim-Felix Leonhard	15
Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Kassel Georg Lewandowski	18
Laudatio auf das Projekt DeutschMobil Wolfgang Windfuhr	21
Dankrede des Präsidenten der Förderung Deutsch-Französischer Häuser Kurt Brenner	23
Laudatio auf das Versandhaus Manufactum Hanns M. Hock	28
Dankrede Andrea Arcais, Versandhaus Manufactum	30

Der Umweg über Telgte nach Kassel: Laudatio auf den Jacob-Grimm-Preisträger Christian Meier Dr. Norbert Lammert MdB	32
Rede zur Preisübergabe an Christian Meier Eberhard Schöck	38
Dankrede des Jacob-Grimm-Preisträgers Prof. Dr. Christian Meier	41

Zum Geleit

Der Kulturpreis Deutsche Sprache wurde 2003 zum dritten Mal verliehen. Seine Premiere fand im Jahr 2001 statt. Träger des Jacob-Grimm-Preises war damals Rolf Hochhuth. Zum Festakt im Blauen Saal der Stadthalle Kassel hielt er eine Rede, die deutschlandweit in den Medien Beachtung fand und kurz darauf vom Seminar für Rhetorik der Universität Tübingen zur Rede des Jahres gewählt wurde. Hochhuth beschrieb die Stellung des Deutschen aus der Sicht eines deutschen Schriftstellers. Ein solcher zu sein, sagte er, sei „ein großes Malheur, ein nie aufzuholender Nachteil. In die englische oder auch die französische Kultur hineingeboren zu sein, was für ein Vorzug, ein wieviel leichteres Dasein! Deutsch sein macht scheu.“ Er rief zu einem stärkeren – auch politischen – Einsatz für die deutsche Sprache auf, forderte ein Sprachgesetz nach französischem Vorbild und warnte vor einer „Weltherrschaft des Englischen.“ Hochhuth wurde damals sehr deutlich.

Auszüge der Rede Hochhuths finden sich in dem Sekundarstufenlehrbuch *deutsch.ideen* wieder, das 2003 im Verlag Schroedel erschienen ist. Die Schüler sollen zu dem Thema Stellung beziehen und Positionen erörtern. „Sammeln Sie mit einem Verfahren zur Ideenfindung Argumente, die Hochhuths Position stützen, widerlegen oder neue Gesichtspunkte ergänzen“, lautet die Arbeitsanweisung.

Wir, die Jury des Kulturpreises Deutsche Sprache, freuen uns über diese neuerliche Wirkung. Einer der wichtigsten Ansprüche des Preises an sich selbst ist es, nicht bloß die Preisverleihung zu einem Ereignis von Öffentlichkeitswert zu machen. Der Preis und seine Ziele sollen zum Denken anregen, sie sollen ein Diskussionsthema sein – vor allem auch in der jüngeren Generation. Wir glauben, daß wir auf dem richtigen Weg sind.

Auch die Preisverleihungen 2002 und 2003 wurden diesen Ansprüchen gerecht. 2002 erhielt Ludmila Putina den Hauptpreis für ihren Einsatz für das Schulfach Deutsch in Rußland. Der Jacob-Grimm-Preisträger 2003, Christian Meier, der sich als Historiker, Publizist und als Präsident der Akademie für Sprache und Dichtung stets für die Stellung der deutschen Sprache eingesetzt hat, hat dies auch am 18. Oktober 2003 in Kassel getan. Bei seinen Reflexionen über das Deutsche stellte er eine Tendenz fest, die die „Vermeidung deutscher Sprache“ bedeute, so, als wenn „man sich genieren müßte, deutsche Wörter zu gebrauchen.“ Christian Meier zeigte mit seiner Rede, daß er den Jacob-Grimm-Preis verdient hat, oder, um mit den Worten seines Laudators, Norbert Lammert, zu sprechen: daß der Preis für den diesjährigen Preisträger erfunden worden ist.

Träger des Initiativpreises deutsche Sprache war die deutsch-französische Initiative DeutschMobil, deren Lektorinnen innerhalb von zweieinhalb Jahren mehr als 1500 Schulen in Frankreich besucht haben, um bei französischen Schülern mehr Begeisterung für das Erlernen des Deutschen als Fremdsprache auszulösen. Mit Erfolg: An den besuchten Schulen haben sich 25 % mehr Schüler für Deutsch als erste und 50 % mehr Schüler für Deutsch als zweite Fremdsprache entschieden.

Der Institutionenpreis Deutsche Sprache wurde dem Versandhaus Manufactum verliehen für die Qualität seiner Kataloge, Hausnachrichten und anderer Veröffentlichungen. Damit tritt es dem allgemeinen meist denglischen Sprachgebaren in der Werbung entgegen.

Die anlässlich der Preisverleihung in diesem Jahr gehaltenen Reden waren zum Teil politisch. Wir sind gefragt worden, was denn der Einsatz für die deutsche Sprache mit Politik zu tun habe. Unser Meinung nach sehr viel! Wenn die Kultusminister eine Rechtschreibreform beschließen, die sie in den Schulen und Behörden per Dekret durchsetzen, dann ist das Politik. Wenn Lehrer über die muttersprachlichen Fähigkeiten ihrer Schüler klagen, dann ist das Politik. Und wenn zwei Staaten die Verstärkung ihrer kulturellen Beziehungen beschließen, gehört das ebenfalls zur Politik. Dies sind Bereiche, in denen wir mitgestalten wollen, die Beachtung finden müssen, wenn wir hervorragenden Einsatz für die deutsche Sprache und zukunftsweisende, kreative sprachliche Leistungen in deutscher Sprache auszeichnen wollen. Wir verstehen Politik nicht nur als etwas, das von Parlamenten, Regierungen oder Behörden beschlossen oder angeordnet werden kann. Der Kulturpreis Deutsche Sprache ist eine Einrichtung, die aus der Mitte der Gesellschaft entstanden ist. Sie ist ein Baustein der offenen Bürgergesellschaft, initiiert und getragen von der Eberhard-Schöck-Stiftung, der Theo Münch-Stiftung und vom Verein Deutsche Sprache e.V.

Die Verleihung des Kulturpreises Deutsche Sprache wurde von Kasseler Firmen unterstützt. Unser herzlicher Dank gilt der B. Braun Melsungen AG, der DaimlerChrysler Niederlassung Kassel-Göttingen, der Deutschen Städte Medien GmbH, der K+S AG, der Plansecur-Unternehmensgruppe, der Sparkassen-Versicherung und dem Verein Pro Nordhessen. Schließlich sei nochmals alle denen gedankt, die an der Organisation des Festaktes 2003 beteiligt waren. Dazu gehört auch die Stadt Kassel, in der wir eine gute Partnerin gefunden haben. Wir hoffen, daß dies noch lange so bleiben wird.

Helmut Glück
Walter Krämer
Eberhard Schöck

Grußwort des Sprechers der Jury für den Kulturpreis Deutsche Sprache

Prof. Dr. Helmut Glück

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

seien Sie willkommen zur Verleihung des Kulturpreises Deutsche Sprache. Wir treffen uns nun zum dritten Mal aus diesem Anlaß in Kassel. Damit ist eine Tradition begründet, der ich ein langes Leben wünsche.

Der Jacob-Grimm-Preis geht in diesem Jahr an einen Gelehrten, nachdem wir in den beiden vergangenen Jahren einen Schriftsteller und eine Politikerin damit ausgezeichnet haben. Er geht an Herrn Professor Christian Meier, Althistoriker und Emeritus der Universität München, den ich herzlich begrüße. Er enthält unseren Preis für sein Lebenswerk, das Werk eines Historikers, Publizisten und *homme des lettres*, der stets für ein breites Publikum schrieb, für das gebildete Deutschland insgesamt, nicht nur für seine Fachgenossen. Das ist ihm gelungen. Bereits 1971 bemerkte keine geringere als Hannah Arendt, das Lernen aus Ihren Büchern, Herr Meier, sei ein Vergnügen, „weil Sie so gut schreiben“. Herr Meier schreibt aber nicht nur gut, sondern war auch viele Jahre lang Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Wir wissen uns der Akademie verbunden in unserem Engagement für die deutsche Sprache. Worin die Verdienste liegen, die Christian Meier diesen Preis verschafft haben, wird Ihnen nachher Herr Dr. Norbert Lammert näher erklären. Herr Lammert ist Vizepräsident des Deutschen Bundestages. Ich danke Ihnen für die Bereitschaft, diese Rede zu halten, Herr Lammert. Wir sind stolz darauf, daß wir einen Politiker Ihres Ranges dafür gewinnen konnten.

Für die Wahl Christian Meiers sind wir sehr gelobt worden. Ich möchte nur einen der Gratulanten zitieren:

„Unter den zahlreichen Ehrungen und Ämtern, die mit Ihrer Person verbunden sind, hat dieser Preis insofern einen besonderen Stellenwert, als er Ihre Fähigkeit, sich als Historiker über die Fachgrenzen hinaus auch einem breiten Publikum in einer fachlich soliden und stilistisch hochstehenden Sprache mitzuteilen, ebenso würdigt wie den herausragenden Beitrag, den Sie als Publizist zur deutschen Sprachkultur allgemein leisten.“

Genau das haben wir gemeint, als wir Christian Meier gewählt haben. Die zitierten Worte stammen von Hans Zehetmair, dem langjährigen bayerischen Kultusminister.

Der zweite Teilpreis ist der Initiativpreis Deutsche Sprache. Er geht heuer an eine Initiative namens DeutschMobil. Was ist das DeutschMobil? Das DeutschMobil ist eine Initiative, die dafür arbeitet, daß an französischen Oberschulen wieder mehr Deutsch gelernt wird. Derzeit gibt es sechs reale DeutschMobile. Das sind weiße Lieferwagen, die in Frankreich von Schule zu Schule fahren, um dort für unsere Sprache zu werben. Diese DeutschMobile hat die Firma Daimler-Chrysler zur Verfügung gestellt. Vor der Stadthalle parken drei von ihnen; sie können sie nachher besichtigen. Herr Dr. Zetsche, der Chef von Daimler-Chrysler in den USA, hat uns – auf englisch – geschrieben, daß er bedauert, nicht hier sein zu können, und wünscht uns „a successful event“. Wenn es ein schöner Abend wird, soll es uns auch recht sein.



Prof. Dr. Helmut Glück, Sprecher der Jury

Weißer Lieferwagen allein können keine Sprachwerbung betreiben. Deshalb hat die Robert-Bosch-Stiftung junge Frauen als mobile Lektorinnen engagiert. Die Robert-Bosch-Stiftung ist heute durch Herrn Dr. Hahn vertreten, den ich herzlich begrüße. Die Bosch-Lektorinnen machen die eigentliche Arbeit, indem sie Sympathien für unsere Sprache wecken, und zwar sehr erfolgreich. Das ist auch bitter nötig, denn die globale

Englisch-Hysterie hat an Frankreichs Schulen die Nachfrage nach dem Deutschen schrumpfen lassen, ebenso wie bei uns die Nachfrage nach dem Französischen. Deshalb gibt es einige FranceMobile, die deutsche Oberschulen abklappern, um für unsere wichtigste Nachbarsprache zu werben. Auch sie fördert die Bosch-Stiftung. Ein FranceMobil steht draußen zwischen den DeutschMobilien. Sie können ihm nachher einen Besuch abstatten. Auch den FranceMobilien wünschen wir viel Erfolg!

Mobile Lektorinnen, mögen sie noch so kompetent, sympathisch und charmant sein, brauchen eine Infrastruktur, die ihnen ihre Arbeit ermöglicht. Diese Infrastruktur bietet ihnen die Föderation der deutsch-französischen Häuser. Diese Föderation ist der Träger der ganzen Initiative, sie ist die Mutter aller DeutschMobile. Deshalb wird der Präsident dieser Föderation, Herr Kurt Brenner vom deutsch-französischen Haus in Montpellier, den Preis für das DeutschMobil entgegennehmen. Herzlich willkommen, Herr Brenner! Näheres über das DeutschMobil wird nachher Herr Windfuhr ausführen. Herr Windfuhr ist Präsident der Brüder-Grimm-Gesellschaft und Mitglied der Jury, die diesen Preis vergibt.

Ich möchte nicht unerwähnt lassen, daß sowohl der deutsche Botschafter in Paris als auch der französische Botschafter in Berlin uns zur Wahl dieses Preisträgers gratuliert haben. Die französische Republik ist hier durch Herrn Lucas vom Institut Français vertreten. Seien Sie willkommen, Herr Lucas! Unser Botschafter in Paris, Herr von Nordenskjöld, schrieb uns, daß das DeutschMobil „in den vergangenen zwei Jahren zu einem wichtigen Element unserer Bemühungen zur Förderung der deutschen Sprache in Frankreich geworden“ ist. Auch das deutsche Außenministerium freut sich darüber, daß das DeutschMobil unseren Preis bekommt. Sie sehen, daß der Kulturpreis international ausgerichtet bleibt. Im letzten Jahr haben wir Verdienste um die deutsch-russischen Sprachbeziehungen ausgezeichnet, in diesem Jahr sind es Verdienste um die deutsch-französischen Sprachbeziehungen.

An dieser Stelle möchte ich ein erstes Wort des Dankes sagen. Einige Kasseler Firmen unterstützen uns inzwischen finanziell. Die Sparkassen-Versicherung hat das Preisgeld für den Initiativpreis übernommen. Die B. Braun Melsungen AG, die Daimler-Chrysler Niederlassung Kassel/Göttingen, die Deutsche Städte Medien GmbH, der Förderverein Pro Nordhessen, die K & S Aktiengesellschaft und die Plansecur Unternehmensgruppe haben uns ebenfalls geholfen. Dafür möchte ich ihnen danken. Ebenso danke ich Herrn Oberbürgermeister Georg Lewandowski, der uns diese Unterstützung vermittelt hat. Es ist sein Verdienst, daß der Kulturpreis mit der Stadt und der Region Kassel eine so harmonische Verbindung eingegangen ist. Seien Sie dankbar begrüßt, Herr Oberbürgermeister!

Den Institutionenpreis Deutsche Sprache verleihen wir in diesem Jahr dem Versandhaus Manufactum in Waltrop in Westfalen. Es ist das erste Mal, daß wir einen Wirtschaftsbetrieb auszeichnen. Warum wir das tun, wird Ihnen nachher Herr Hanns Hock erläutern. Er ist der Vorsitzende der Theo Münch-Stiftung und Mitglied unserer Jury, und er wird den Preis für Manufactum an Herrn Andrea Arcais übergeben, den ich freundlich willkommen heiße. Es ist ein Gemeinplatz, daß die Sprache der Produktwerbung in Deutschland ungepflegt und voller barbarischer Anglizismen ist und überhaupt am unteren Rand des geschmacklichen Spektrums dümpelt, um mich zurückhaltend auszudrücken. Dieser Gemeinplatz ist leider wahr. Umso erfreuter waren wir, als wir den Hinweis bekamen, daß es da eine Ausnahme gebe. Der Hinweis erwies als richtig. Eine Versandfirma, die in ihrer Werbung und ihren Produktbeschreibungen ohne Denglisch auskommt, ist selten. Wer das nicht glaubt, soll sich die Kataloge der Konkurrenz anschauen. Bei Manufactum geht der Anspruch, erstklassige Qualität anzubieten, Hand in Hand mit dem Anspruch, das in einer anspruchsvollen Sprache zu tun. Manufactum ist ein weißer Rabe im deutschen Versandhandel. Unser Preis soll diesen weißen Raben ins hellste Licht rücken. Dafür braucht man einen dunklen Hintergrund. Vielleicht können wir so dazu beitragen, daß die vielen rabenschwarzen Raben in der Werbebranche zu verstehen beginnen, warum gerade dieser weiße Rabe so vorzüglich am Markt besteht.

Ich möchte nun einen Punkt ansprechen, der viele in diesem Saal bewegt. Im Frühsommer diesen Jahres wurde der Deutsche Sprachrat gegründet. Er besteht aus drei Institutionen, die teilweise oder ganz aus öffentlichen Mitteln finanziert werden. Das sind die Gesellschaft für Deutsche Sprache, eine vergleichsweise kleine Sprachgesellschaft, das Institut für Deutsche Sprache in Mannheim, das bisher von der Pflege der deutschen Sprache nichts wissen wollte, und das Goethe-Institut, das für die Förderung unserer Sprache im Ausland zuständig ist. Im Grundsatz begrüßen wir diese Gründung. Es ist zu loben, daß staatsfinanzierte Einrichtungen sich endlich um den Zustand und die Zukunft unserer Sprache sorgen wollen. Eine gewisse Skepsis ist allerdings am Platze. Die Stiftungen und Vereine, die den Kulturpreis tragen, sind Bürgerinitiativen, sind freie Zusammenschlüsse von Bürgern. Als Teil der Zivilgesellschaft sind sie unabhängig vom Staat. Das wollen und werden sie bleiben. Sie haben sich nicht zuletzt deshalb zusammengefunden, weil sie der Meinung waren, daß der Staat sich zu wenig um unsere Sprache kümmert, wenn man einmal vom Desaster der Rechtschreibreform absieht. Sie sollte allen eine Warnung sein, die nach Sprachgesetzen rufen. Wenn nun staatsnahe Einrichtungen einen Sprachrat gründen und um staatliche Arbeitsaufträge bitten, so könnte es daran liegen, daß sie inzwischen einige Probleme erkannt haben, die wir schon lange für drängend halten. Das wäre erfreulich. Es könnte aber auch daran liegen, daß sie erfolgreichen zivilgesellschaftlichen Initiativen den Wind aus den

Segeln nehmen wollen – denn diese haben starken Rückwind –, und daß sie zivilgesellschaftliche Initiativen ausgrenzen wollen. Das wäre unerfreulich. In diesem Fall müßte nach der Berechtigung ihrer öffentlichen Finanzierung gefragt werden. Vor wenigen Jahren erklärte der Vorstand des Goethe-Instituts:

Eine direkte Auseinandersetzung des Goethe-Instituts mit modernen sprachlichen Phänomenen, wie z.B. dem Problem der fortschreitenden Anglisierung, findet deshalb weder in der Öffentlichkeit noch intern statt.¹

Genau das wird der Sprachrat aber tun müssen, denn die „fortschreitende Anglisierung“ ist ein Problem unserer Sprachentwicklung – nicht das einzige Problem, aber ein zentrales Problem. Wir werden abwarten, wie sich der Sprachrat entwickelt. Wir werden das Gespräch mit ihm suchen, aber wir werden den Weg weitergehen, den wir als richtig erkannt haben.

Ich habe noch zwei Punkte anzusprechen. Erstens möchte ich einige weitere Persönlichkeiten begrüßen, die diese Preisverleihung durch ihre Teilnahme ehren. Ich grüße Herrn Staatssekretär Leonhard, der uns das Grußwort der hessischen Landesregierung überbringen wird. Ich grüße die anwesenden Abgeordneten des Deutschen Bundestages und des Hessischen Landtages sowie die Landräte und Bürgermeister aus Nordhessen. Ich grüße Frau Lazarus, die Baden-Badener Abgeordnete im Landtag von Baden-Württemberg, und Frau Stadträtin Verspohl, die uns die Grüße der Stadt Baden-Baden überbracht hat. Dafür danke ich Ihnen. Ich grüße Frau Stadtverordnetenvorsteherin Schmarsow, die anwesenden Stadtverordneten und Dezernenten der Stadt Kassel, namentlich Herrn Bürgermeister Junge, und die Präsidenten der Universität Kassel und der Handwerkskammer Kassel. Ich grüße Herrn und Frau Schöck, Herrn Hock, Herrn Prof. Knoop, Herrn Prof. Krämer und Herrn Windfuhr, die Juroren dieses Preises. Ich grüße schließlich die Mitglieder des Vorstands und des Wissenschaftlichen Beirats des Vereins Deutsche Sprache, die Delegierten für die Mitgliederversammlung des VDS, die morgen stattfinden wird, und die vielen einfachen VDS-Mitglieder, die hierher gekommen sind. Und endlich grüße ich Sie alle, meine Damen und Herren, bei dieser Festveranstaltung.

Zweitens möchte ich Dank sagen, Dank für die engagierte und kompetente Arbeit, die bei der Vorbereitung und Durchführung dieses Abends geleistet worden ist und in kommenden Stunden geleistet werden wird. Dieser Dank geht an einige Mitarbeiterinnen der Stadt Kassel, namentlich an Frau Apostel, Frau Füchsel und Frau Thomas, an Frau André von Pro Nordhessen, an Herrn Klatter, meinen Bamberger Mitarbeiter, und

¹ Antwort des Vorstands, in: GI-Intern Nr. 3, München 1998, S. 72.

an Herrn Böhm und Frau Kieselbach vom VDS Kassel. Sie haben vorzügliche Arbeit geleistet, meine Damen und Herren. Mein Dank geht schließlich an Seiko Amano, Mariko Nagano und Ortwin Boenke, die unser Fest durch das Horn-Trio Opus 40 von Johannes Brahms umrahmen.

Schließen möchte ich mit einer kleinen Anekdote. Unser Preis wird von drei Institutionen getragen, der Eberhard-Schöck-Stiftung aus Baden-Baden, der Theo Münch-Stiftung aus Düsseldorf und dem Verein Deutsche Sprache. Sie alle sind im Prinzip sehr zufrieden über das Profil und die Anerkennung, die sich der Kulturpreis in nur drei Jahren verschafft hat. Darauf sind wir von der Jury stolz. In jeder einzelnen unserer Trägerorganisationen gibt es jedoch die Sorge, daß ihre Organisation in der Öffentlichkeit zu wenig wahrgenommen werde, daß sie stärker herausgestellt werden müsse. Das sei hiermit versucht: der Kulturpreis existiert, weil zwei politisch wache Stiftungen und eine große Bürgerinitiative ihn tragen. Dafür gebührt ihnen hohes Lob. Andererseits: Kann es ein höheres Lob geben als diese Sorge für unsere bisherige Arbeit? Zeigt diese Besorgnis nicht, daß der Kulturpreis mehr ist als die Summe der Institutionen, die ihn tragen? Ich glaube schon. Der Kulturpreis ist inzwischen erwachsen. Wir werden unsere Arbeit am Kulturpreis Deutsche Sprache und für den Kulturpreis Deutsche Sprache in diesem Sinne fortsetzen: dankbar gegenüber unseren Stiftern, Förderern und Freunden, selbstbewußt in der Sache. Diese Arbeit ist ein Dienst an unserer Sprache und damit ein Dienst an unserem Land. Wir bitten Sie alle um ihre zugeneigte, wohlgesonnene Begleitung auch in der Zukunft – für unsere gemeinsame Sprache.

Grußwort des Staatssekretärs im Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst

Prof. Dr. Joachim-Felix Leonhard

Sehr verehrte Preisträger und Juroren, verehrter Herr Oberbürgermeister, meine Damen und Herren,

ich habe die große Ehre und Freude, Ihnen allen die herzlichsten Grüße des Hessischen Ministerpräsidenten und der Hessischen Landesregierung anlässlich der dritten Verleihung des Kulturpreises Deutsche Sprache in Kassel überbringen zu dürfen.

Da man das Wort Stolz seit einiger Zeit wohl nur nach reiflicher Überlegung wählen sollte, vor allem wenn eine deutsche Angelegenheit damit in Zusammenhang gebracht wird, so gebrauche ich jetzt lieber ein nicht ganz adäquates Synonym:

Die Stadt Kassel und auch das Land Hessen dürfen große Genugtuung darüber empfinden, Gastgeber der Verleihung des höchst dotierten deutschen Sprachpreises zu sein. Anerkennung für das Literaturland Hessen ebenso wie für die Stadt der Brüder Grimm als Voraussetzung der ungenannten Empfindung spüren wir allerdings in wohlthuendem Maße.

Das Kulturgut Deutsche Sprache, dessen älteste Zeugnisse sich mit dem Hildebrandslied nur unweit von hier im Kloster Fulda fanden, hat es gegenwärtig nicht leicht, sich in den Stürmen der Medialisierung und Globalisierung gegen Erosionen von innen wie außen erfolgreich zu behaupten. Gewiss zehren diese Erosionen auch an den Kulturgütern Literatur, Theater und wohl auch Musik. Dies macht die Sache aber keinesfalls besser. Die Trias Sprache, Kultur und Kommunikation gerät mit dem grenzüberschreitenden Verschmelzen der ökonomischen Systeme unter den Druck eines grenzenlosen Utilitarismus. Die historisch gewachsene Einheit von nationalem Wirtschafts-, Sprach- und Kulturraum ist längst zerbrochen, bevor wir uns auf die Folgen dieses Prozesses vorbereiten konnten.

Die redlichen Bemühungen, innerhalb der Europäischen Union die Vielsprachigkeit zu erhalten, sind ökonomisch gesehen ein Luxus, der zunehmend durch die Realität der Kommunikation ad absurdum geführt wird. Ob wir es nun wahrhaben wollen oder nicht: Englisch *ist* die lingua franca unserer Zeit, die Sprache der letzten ökonomischen und militärischen Weltmacht, aber auch die Sprache vieler Wissenschaften und vor allem der Informationstechnologie. Junge Menschen aller Nationen dieser Welt, ganz gleich, ob sie „großen“ oder „kleinen“ Muttersprachen entstammen, werden diese Sprache erlernen müssen, wenn sie beruflich nicht scheitern wollen.

Erst wenn wir diese „Anziehungskraft des Englischen“, die sich, wie es der heutige Preisträger Prof. Dr. Christian Meier so trefflich formuliert hat, „mit dem Rückzug des Deutschen aus ganzen Bereichen und einem geringen nationalen Selbstbewußtsein zu einem Syndrom zusammenschließt“, ungeschminkt erkennen, werden wir in der Lage sein, „irgendwo doch auch Barrieren aufzurichten“.



Prof. Dr. Joachim-Felix Leonhard, Staatssekretär im Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst

Der Zerstörung der sprachlichen und damit kulturellen Vielfalt in Europa und der ganzen Welt müssen wir ebenso energisch entgegenreten wie der Zerstörung unserer natürlichen Umwelt und deren Artenvielfalt. Es ist jedenfalls höchste Zeit, über Material und Konstruktion dieser ersehnten „Barrieren“ nachzudenken, deren selbst die nun wirklich nicht des Mangels an nationalem Selbstbewusstsein zu verdächtigende Welt-sprache Französisch bedarf und damit noch nicht eindeutig erfolgreich agiert. Praktische Vorschläge hierfür sind höchst willkommen und den Schweiß der Edlen allemal wert.

Denn mir erscheint es ungleich schwerer, den lebendigen Sprachgebrauch von hundert Millionen Menschen in immerhin sieben europäischen Ländern zu beeinflussen, als deren Orthographie in einem verbindlichen Kanon festzuschreiben. Selbst auf diesem Felde tobt der Kampf seit Jahren und Jahrzehnten und der vom heutigen Preisträger und damaligen Präsidenten der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt initiierte Kompromiss-Vorschlag harret noch seiner endgültigen Würdigung.

Für ihre so unterschiedlichen, aber jeweils gewichtigen Beiträge in dieser Auseinandersetzung danke und gratuliere ich den heutigen Preisträgern, Prof. Dr. Meier, dem Projekt DeutschMobil und dem Versandhaus Manufactum sehr herzlich. Mein Dank geht aber in gleicher Weise an die Stifter des Kulturpreises Deutsche Sprache, die Eberhard-Schöck-Stiftung, die Theo Münch-Stiftung und den Verein Deutsche Sprache. Nicht zuletzt sei den Mitgliedern der Jury für ihre kluge Entscheidung gedankt, sowie der Brüder-Grimm-Gesellschaft e. V. Kassel und dem Verein Pro Nordhessen für die Unterstützung der Preisverleihung hier in Kassel.

Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Kassel

Georg Lewandowski

Sehr geehrter Herr Bundestagsvizepräsident Dr. Lammert, sehr geehrter Herr Staatssekretär Prof. Leonhard, sehr geehrter Herr Prof. Glück, sehr geehrter Herr Prof. Krämer, sehr geehrter Herr Schöck, sehr geehrter Herr Hock, liebe Preisträger, liebe Gäste, Freunde und Förderer der deutschen Sprache, meine Damen und Herren,

zum dritten Mal wird in der documenta-Stadt Kassel – in der Mitte Deutschlands – der Kulturpreis Deutsche Sprache, der höchstdotierte deutsche Sprachpreis, mit seinen drei Auszeichnungen Jacob-Grimm-Preis, Initiativpreis und Institutionenpreis verliehen. Dazu heiße ich all unsere Gäste im Namen der documenta-Stadt Kassel sehr herzlich willkommen. Mein besonderer Gruß gilt dem Preisträger des Jacob-Grimm-Preises, Ihnen, sehr geehrter Herr Professor Meier. Ich freue mich, daß Sie uns die Ehre geben, sich im Anschluß an die Preisverleihung bei einem Empfang der Stadt Kassel in das Goldene Buch der Stadt einzutragen. Ganz herzlich willkommen bei uns in der Mitte Deutschlands!

Meine Damen und Herren,

Kassel ist stolz darauf, daß der Kulturpreis Deutsche Sprache in unserer Stadt verliehen wird. Und unsere Stadt ist dafür auch bestens geeignet. Denn die Brüder Grimm und auch Jacob Grimm als Namensgeber des Hauptpreises sind die bedeutendsten und bekanntesten Söhne Kassels. Unbestritten ist der weltweit unschätzbare Einfluß der Brüder Grimm und ihrer großen Werke „Kinder- und Hausmärchen“ sowie „Deutsche Sagen“ auf Dichtung und die bildenden Künste, auf Bildung und Erziehung. Als Sprachwissenschaftler hat vor allem Jacob Grimm Hervorragendes geleistet – ich erinnere beispielsweise an die Ausgabe der „Deutschen Grammatik“, an die „Geschichte der deutschen Sprache“ und das „Deutsche Wörterbuch“. Mit dem Brüder-Grimm-Museum Kassel haben wir für dieses Erbe und die Forschung des Werkes der Brüder Grimm einen würdigen Platz geschaffen. Die Brüder Grimm sind daher auch eine der Grundlagen, auf der unsere Bewerbung zur Kulturhauptstadt Europas 2010 basiert, für die wir mit dem Slogan *Kassel gewinnt* auf dem Weg zur Kulturhauptstadt Europas 2010 werben. Und ich bin mir sicher: Kassel gewinnt ebenfalls mit der heutigen Verleihung des Kulturpreises Deutsche Sprache, Kassel gewinnt damit weiter auf dem Weg zur Kulturhauptstadt Europas 2010.

Dies hängt auch mit allen Preisträgern, vor allem aber mit dem heutigen Hauptpreisträger zusammen, mit Ihnen, sehr geehrter Herr Professor Meier. Genau wie bei dem Namensgeber des Preises, Jacob Grimm, steht im Zentrum Ihres Wirkens stets das genaue Achten auf das Wort, auf die schillernden Bedeutungen, die ein Wort haben kann und die genaue Anwendung des Wortes.



Georg Lewandowski, Oberbürgermeister der Stadt Kassel

Besonders in der modernen Zeit ist ein bewußter Umgang mit der eigenen Sprache sehr wichtig, weil immer mehr Spracheinflüsse aus anderen Sprachräumen auf die eigene Sprache einwirken. Ein bewußter Umgang mit der deutschen Sprache ist daher unerlässlich – aber ich möchte den nachfolgenden Rednern nicht vorgreifen und die Würdigung der deutschen Sprache den Laudatoren überlassen.

Meine Damen und Herren,

ich bin sehr froh, daß wir vor drei Jahren offensichtlich die richtige Entscheidung getroffen haben, den Kulturpreis Deutsche Sprache in Kassel zu vergeben. Mein herzlicher Dank geht an die Initiatoren: den Verein Deutsche Sprache, die Eberhard-Schöck-Stiftung und die Theo Münch-Stiftung. Ebenso danke ich der Brüder Grimm-Gesellschaft Kassel, dem Präsidenten, Ihnen Herr Windfuhr, für die Unterstützung. Neben der Stadt hat sich Pro Nordhessen in die Vorbereitungen so eingebracht, damit dieser Festakt hier im Blauen Saal der Stadthalle durchgeführt werden kann. Auch dafür herzlichen Dank. Besonders danken möchte ich in diesem Jahr allen Kasseler Sponsoren, die durch ihre finanzielle Unterstützung ihre Verbundenheit zum Kulturpreis Deutsche Sprache und damit zu unserer Kulturstadt Kassel ausdrücken. Allen Preisträgern sage ich meine herzliche Gratulation. Ihnen, unseren Gästen, wünsche ich einen schönen Aufenthalt in der zukünftigen Kulturhauptstadt Europas 2010.

Laudatio auf das Projekt DeutschMobil

Wolfgang Windfuhr

Die Jury hat nicht nach langem Ringen, sondern in Begeisterung für die phantasiereiche und kreative Arbeit spontan entschieden, den Initiativpreis Deutsche Sprache dem Projekt DeutschMobil zu verleihen. Damit zeichnet sie alle, die in der Aktion tätig sind, und alle, die die materielle Basis geschaffen haben, ganz besonders aber Herrn Kurt Brenner aus Montpellier, den Gründer und unermüdlichen Organisator des Projektes aus. Die Preisträgerin Aktion DeutschMobil hat erfolgreich einen ungewöhnlichen Weg beschritten, junge Menschen eines anderen Sprachraumes für das Erlernen und Sprechen der deutschen Sprache zu gewinnen.

Seit der Unterzeichnung des Elysee-Vertrages vor 40 Jahren ist die Kooperation zwischen Deutschland und Frankreich immer enger geworden. Die Zusammenarbeit der Regierungen, die grenzüberschreitende Verflechtung der Wirtschaft, Jugendaustausch, Städtepartnerschaften, gemeinsame kulturelle Aktivitäten und Institutionen beweisen: die deutsch-französische Freundschaft lebt. Aber sie trägt einen Makel: die höher werdende Sprachbarriere. Die Sprachkenntnisse in der Sprache des jeweiligen Nachbarn sind mehr als bescheiden, und das Interesse an der Sprache des Partnerlandes geht ständig zurück, am stärksten in Frankreich. Das Fach Deutsch ist an französischen Schulen dramatisch eingebrochen. Lernten 1965 noch 12,7 % der Schüler Deutsch als erste Fremdsprache, so sind es zur Zeit noch 8,5 %. Die führende Position als zweite Fremdsprache hat es ebenfalls verloren. Fast 70 % entscheiden sich heute für Spanisch und nur noch 14 % für Deutsch. Die Zahl der Deutsch lernenden Schüler geht in Frankreich jährlich um 5 % zurück.

Das läßt die Alarmglocken schrillen. Bei ihrer Reaktion auf diese Herausforderung gehen Kurt Brenner und seine Mitarbeiter von der Beobachtung aus, daß die deutsche Sprache bei französischen Jugendlichen ein negatives Image hat – sie gilt als schwer und langweilig wie Latein – und daß das Deutschlandbild junger Franzosen wegen mangelnder Information und des Wiederauflebens alter Vorurteile und Klischees defizitär ist und keine Motivation liefert, Deutsch zu lernen, vielmehr das Gegenteil bewirkt. Nur eine auf die Schüler und Eltern ausgerichtete vor Ort arbeitende Aktion kann gegensteuern und die deutsche Sprache wieder attraktiv machen.

So war und ist es die Überzeugung Kurt Brenners. Er warb für seine Idee, brachte das Heidelberghaus in Montpellier ein und gewann rasch die deutsch-französischen Häuser in Dijon, Aix en Provence und Nantes zur Mitarbeit. Auch fand er großzügige Geldge-

ber: die Robert-Bosch-Stiftung übernahm die Finanzierung von vier (später sechs) Lektorenstellen, Daimler-Chrysler stiftete vier (später insgesamt sechs) Vito Kleinbusse, die Verlage Hueber, Klett, Langenscheidt und Ravensburger stellten Lehr- und Lernmaterial zur Verfügung, Haribo Süßigkeiten, Hilfen kamen vom Auswärtigen Amt und von Kulturinstituten, wie z. B. dem Goethe-Institut. Im Dezember 2000 konnte dann die kulturpolitische Missionsreise „DeutschMobil“ starten.

Vier Lektorinnen führen als Botschafterinnen der deutschen Sprache in ihre Einsatzgebiete. Angelehnt an die deutsch-französischen Häuser, mit den Kleinbussen als mobilen Operationsbasen vor Ort, besuchten sie, unterstützt von den örtlichen Behörden, Schulen, ermöglichten durch geschickt gestaltete Unterrichtssequenzen den Schülern eine erste Begegnung mit der deutschen Sprache, gaben Einblicke in den deutschen Alltag und weckten Neugierde. Da über Sprachenwahl niemals die Schüler allein entscheiden, versuchten sie auch mit den Eltern ins Gespräch zu kommen und führten erfolgreich Informationsveranstaltungen durch. Aber auch auf das Umfeld der Schule, das ja Schullaufbahnentscheidungen nachhaltig beeinflusst, waren die Aktivitäten gerichtet. Eine umfangreiche Pressearbeit diente dem genauso wie die mit den Aktionen des Mobils verbundenen Konzerte einer deutsch singenden Rockgruppe und in diesem Jahr 40 ganztägige Veranstaltungen in unterschiedlichen Städten, die in einem bunten Programm der gesamten interessierten Öffentlichkeit einer Region das Bild von einem lebendigen und modernen Deutschland vermitteln sollen.

Das Geleistete nötigt uns Hochachtung ab: Seit Beginn der Aktion wurden in zweieinhalb Jahren mehr als 1500 Schulen besucht, mehr als 300 Elternabende gestaltet, mehr als 80000 Schüler der Grundschulen und der Sekundarstufe 1 erreicht und über 110000 Kilometer gefahren. Das Ergebnis erzwingt unsere Bewunderung: An den besuchten Schulen haben sich 25 % mehr Schüler für Deutsch als erste und 50 % mehr Schüler für Deutsch als zweite Fremdsprache entschieden. Solche Erfolge erzielt man nur, wenn man das richtige Rezept hat.

Bemerkenswert ist, daß das richtige Rezept von einer Privatinitiative entwickelt wurde. Bemerkenswert ist auch, daß es den engagierten Initiatoren gelang, Mitstreiter zu finden und Mittler und Sponsoren in ihr Projekt einzubeziehen. Die Aktion DeutschMobil kann als ein anregendes Vorbild für privatgesellschaftliches Engagement gelten.

Vorbildcharakter hat aber erst recht die Zielsetzung der Aktion, Sprachbarrieren einzureißen. Das DeutschMobil leistet einen wesentlichen Beitrag, aus dem auf Verträgen und Institutionen ruhenden Bündnis zwischen den beiden Nationen eine wirkliche vom Gespräch der Menschen getragene deutsch-französische Freundschaft zu machen. Dafür wird es ausgezeichnet, und dafür sagen wir Dank!

Dankrede des Präsidenten der Föderation Deutsch-Französischer Häuser

Kurt Brenner

Das war eine großartige Nachricht für uns: Der Föderation Deutsch-Französischer Häuser wird der diesjährige *Initiativpreis Deutsche Sprache* zuerkannt.

Wer hätte sich damals, als wir am Vorabend des *Europäischen Jahres der Sprachen* im Dezember 2000 von Berlin aus zu unserer mobilen Sprachmission aufbrachen, vorstellen können, daß wir uns heute zu dieser hohen Würdigung in der Kulturstadt Kassel einfinden würden?

Ich danke der verehrten Jury im Namen aller an der Aktion mit persönlichem Einsatz Beteiligten für diese Anerkennung. Und natürlich schließt dieser Dank besonders die Eberhard-Schöck- und die Theo Münch-Stiftung ein, die diesen Preis ermöglichen und deren Repräsentanten heute unter uns sind.

Verehrte Festversammlung!

In diesem Jubiläumsjahr des 40jährigen Bestehens des Elyséevertrages, der auf endgültige Weise die Aussöhnung der Nachbarnationen Frankreich und Deutschland besiegelte, ist uns bewußt geworden, daß es im europäischen Raum kaum zwei Staaten gibt, die trotz eklatanter struktureller Verschiedenheiten eine so dichte Vernetzung institutioneller, wissenschaftlicher, interregionaler und wirtschaftlicher Kooperationen aufweisen wie es eben zwischen der Französischen Republik und der Bundesrepublik Deutschland der Fall ist. Wir können uns zu dieser Errungenschaft der Nachkriegszeit nur beglückwünschen.

Umso verwunderlicher ist es aber deshalb, daß wir trotz der Existenz von etwa 2000 mit Leben erfüllten Gemeindeparterschaften, trotz der Millionen deutscher und französischer Jugendlicher, die dank des Deutsch-Französischen Jugendwerkes an Austauschprogrammen teilgenommen haben, trotz der Präsenzen der Deutsch-Französischen Häuser, der Goethe-Institute, der Vielzahl integrierter Studiengänge, der Deutsch-Französischen Hochschule gar, als Kulturvermittler vor Ort die schmerzhafteste Erfahrung machen mußten, daß das Interesse der Jugendlichen, die Sprache Goethes, wie man in Frankreich sagt, zu wählen, auf einen alarmierenden Tiefpegel gesunken ist.

Auch im Land literarischer und linguistischer Hochkultur scheint sich bei Medienverantwortlichen, im Wissenschafts- und Erziehungsbereich und in weiten Kreisen der Öffentlichkeit die simplifizierte Pauschalauffassung breit zu machen, daß eine auf „all english“ reduzierte Einsprachigkeit auch auf den deutsch-französischen Kultur-, Wissenschafts- und Politiktransfer applizierbar wäre. Verlorengegangen scheint der Impe-

tus des expliziten Auftrags, zu dem sich beide Regierungen im Vertragswerk des Elysée bekannten, als sie beschlossen, „konkrete Maßnahmen“ zu ergreifen, um das Erlernen der Partnersprache zu fördern.

Unsere Kontakte mit französischen Jugendlichen bestätigen dies. Für viele junge Franzosen ist die deutsche Sprache einfach nicht mehr – erlauben sie mir das Wort – „cool“, ihr, wenn überhaupt vorhandenes Deutschlandbild ist allzu oft Übergewichtig von Vergangenheitsschemen verstellt, aufhellende und Anreiz verschaffende Lichteffekte fehlen. Darauf haben wir mit der Aktion DeutschMobil reagiert. Und dies natürlich in dem Bewußtsein, daß vielleicht in einigen Jahren die traditionsreichen Germanistikabteilungen im Hexagon wegen fehlendem Nachschub schließen müssen, daß das ohnehin schon eklatante Defizit von deutschsprachigen Fachkräften in den deutsch-französischen Wirtschaftsbeziehungen noch größer wird, ja daß unserer deutschen Sprache einmal eine bloße Statistenrolle in der europäischen Sprachengemeinschaft zufallen könnte.



Wolfgang Windfuhr (vorne), Präsident der Brüder-Grimm-Gesellschaft, Kurt Brenner (rechts), Präsident der Föderation Deutsch-Französischer Häuser, und die Lektoren des Projekts DeutschMobil bei der Preisübergabe

Meine Damen und Herren,

die deutsche Sprache ist keine tote Sprache und Deutschland ist ein höchst lebendiges und faszinierendes Land. Mit dieser Botschaft entschlossen wir uns, direkt auf die acht bis 14jährigen zuzugehen, um ihnen und ihren Eltern vor der Sprachauswahl auf spielerische Weise eine Annäherung an die deutsche Sprache anzubieten.

Die pädagogische Sympathieaktion an französischen Grundschulen und Collèges fand Anklang und Unterstützung bei der Robert-Bosch-Stiftung, die der Föderation Deutsch-Französischer Häuser Anstellungen von Lektorinnen erlaubte, die dann als wahre Sprachbotschafterinnen mit jugendlichem Elan und gegen überkommene Vorstellungen den Zugang ins schulische Milieu schafften. Auf welche verständnisvolle Weise uns der Weg von allem Anfang an von den Schulbehörden der Education Nationale gebahnt wurde, haben wir anerkennend und dankbar zur Kenntnis genommen.

Jetzt fehlte uns für unser letztlich einfaches Konzept – denn es ist nicht das erste Mal, daß größere Wirkungen durch einfache Ursachen hervorgerufen worden sind – die Mobilität, um Lektorinnen, Lehr- und Anschauungsmaterial auch an entferntere Orte bringen zu können. Wir hatten das Glück, beim DaimlerChrysler Konzern Fürsprecher für unsere Idee zu finden, so daß wir nunmehr schon im dritten Jahr mit sechs speziell ausgerüsteten Kleinbussen für die deutsche Sprache und ein besseres Kennenlernen des deutschen Nachbarn operieren können.

Die DeutschMobile sind in Frankreichs Regionen zwischenzeitlich zu einem festen Markenbegriff geworden. In der Art wie „haben Sie schon das Deutschmobil gesehen?“ sind sie über ihre Funktion als Transportmittel hinaus zu Kristallisationspunkten in den Schulhöfen und zu wahren kleinen deutschen Ausstellungssalons auf Jugendbegegnungen, Tagungen und Messen geworden, die, unterstützt durch die mit uns assoziierten Partner – der Deutschen Botschaft Paris, des DFJW, des DAAD und der Deutschen Touristikzentrale in Paris – unseren französischen Freunden die Möglichkeit bieten, sich umfassend über Deutschland und deutsch-französische Themenstellungen zu informieren.

In den zweieinhalb Jahren Laufzeit hat das DeutschMobil mit seinen zu Anfang vier, seit Februar dieses Jahres sechs Lektorinnen und den anderen beteiligten Akteuren über 1 500 Schulen besucht, ist mit über 80 000 Schülern in Verbindung getreten, hat an einer Vielzahl von „Rendez-vous avec l'Allemagne“ teilgenommen und gut 110.000 km Wegstrecke hinter sich gebracht. Ich gebe es gern zu, wir sind stolz auf dieses zum Modell avancierte Projekt, nicht zuletzt, weil es ein hervorragendes Beispiel zivilgesellschaftlichen Engagements in unserer Zeit im Kulturbereich darstellt.

Inwieweit konnten wir gegen den Zeittrend in Frankreich wirksam werden? Die in der Laudatio genannten Zahlen geben zur Hoffnung Anlaß. Wir wissen, daß wir durch unsere Aktion der deutschen und französischen Politik Anstöße gegeben haben, das Thema des Erlernens der Partnersprache auf die Agenda der Regierungsgipfel im

Sommer 2002 in Schwerin und des Jubiläumsgipfels am 22./23. Januar in Paris und Berlin zu setzen, wo es von Staatspräsident Chirac und Bundeskanzler Schröder zur Chefsache deklariert wurde.

Mein heutiger Dank geht zuerst an die Robert-Bosch-Stiftung und die DaimlerChrysler AG, ohne deren mächtige Unterstützung und das in uns als junge Föderation Deutsch-Französischer Häuser gesetzte Vertrauen DeutschMobil nicht zustande gekommen wäre.

Dann schulden wir hohen Respekt und Dank unseren Lektorinnen der ersten und zweiten Generation, die es mit pädagogischem Geschick und frischem Elan verstanden haben, Barrieren abzubauen, Vertrauen herzustellen und bei den französischen Jugendlichen Neugier und Interesse für die deutsche Sprache zu erwecken. Sie sind hier anwesend, und wir dürfen ihnen applaudieren.

Wir danken den Herren Bevollmächtigten der Bundesrepublik Deutschland für kulturelle Angelegenheiten im Rahmen des Vertrages über die deutsch-französischen Beziehungen, Ministerpräsident Kurt Beck und seinem Nachfolger im Amt Ministerpräsident, Peter Müller, für die Schirmherrschaft über DeutschMobil und dafür, daß sie mit bedeutendem persönlichen Einsatz die Aktion förderten.

Seit dem historischen deutsch-französischen Gipfeltreffen zum 40. Jahrestag des Elyseevertrages können wir auch auf die französische Schirmherrschaft des Ministers für Erziehung, Forschung und Jugend, Herrn Luc Ferry, bauen, wofür wir ganz besonders dankbar sind.

Unser Dank gehört auch dem Deutschen Botschafter in Paris, Herrn Fridtjof von Nordenskjöld, den Herren Dr. Rollin und Reinl der Kulturabteilung, sowie auch dem Leiter des Bevollmächtigten Büros im Auswärtigen Amt, Herrn Krawielicki. Es war für uns eine unschätzbare Hilfe, daß wir jederzeit ihrer Aufgeschlossenheit, ihres Rates und ihrer Unterstützung sicher sein konnten.

Den Achtungserfolg des DeutschMobils, dem auf deutscher Seite nunmehr das FranceMobil gegenübersteht, verdanken wir nicht zuletzt dem Auf-uns-Zukommen und der darauf folgenden Unterstützung durch fast alle in Frankreich vorhandenen deutschen und deutsch-französischen Mittlerorganisationen. Unser Dank richtet sich deshalb aus heutigem festlichen Anlaß an das Deutsch-Französische Jugendwerk, den Deutschen Akademischen Austauschdienst, die Deutsche Touristikzentrale in Paris, die l'ADEAF, das CIDAL und die Schulbuchverlage Klett, Hueber und Langenscheidt.

Der Preis, den Sie uns heute überreichen, ermutigt uns, die eingeschlagene Wegstrecke unseres grenzüberschreitenden Bildungsabenteuers weiterzuverfolgen, indem wir weiterhin auf die verständnisvolle und möglichst noch resolutere Unterstützung der Bildungs- und Medienpolitiker hoffen.

Ich glaube, wenn wir die uns so teuren deutsch-französischen Beziehungen, die die Achse der europäischen Erweiterungspolitik darstellen, auch für die Zukunft mit dem unerläßlichen kulturellen Unterfütter ausstatten wollen, müssen wir im Einverständnis mit unseren französischen Partnern alles unternehmen, damit die deutsche Sprache einen angemesseneren Platz in den Unterrichtsprogrammen der Schulen unseres Nachbarlandes einnehmen kann². Dies gilt natürlich auch für den Französischunterricht in Deutschland.

Es versteht sich in diesem Zusammenhang von selbst, daß wir die globale Rolle des Englischen als lingua franca zur Kenntnis nehmen. Bedenklich wäre allerdings die Eskalation der schon im Gang befindlichen Anglisierung des deutsch-französischen Kultur- und Wissenschaftstransfers, inakzeptabel die Verfahrensweise eminent europäischer Organisationen, die in ihren Stellenausschreibungen auf sprachdiskriminierende Weise nur Kandidaten mit der Muttersprache Englisch berücksichtigen.

Vielleicht ist mein Blick ein wenig vom Engagement Frankreichs für die französische Sprache geschärft, aber es hat nichts mit Chauvinismus oder teutonischer Zahlenklauerei zu tun, wenn wir festhalten, daß im europäischen Gemeinschaftsraum eine Sprachgemeinschaft von 100 Millionen Menschen lebt, deren Muttersprache Deutsch ist. Wenn unsere Sprache unser wichtigstes geistig-kulturelles Gut ist, das, wie Wilhelm von Humboldt es ausgedrückt hat, den Zugang in die „individuelle Eigentümlichkeit“ unserer Geschichte und Kultur ermöglicht, dann ist sie heute ein umso verteidigungswürdigeres Idiom im Konzert europäischer Mehrsprachigkeit.

So sind wir insgesamt aufgerufen, unser eigenes Spracherbe geltend zu machen. Ich würde es z.B. begrüßen, wenn unsere Spitzensportler, Medienkünstler wie auch die für die ausländische Jugend wichtigen Identifikationsfiguren sich anläßlich ihrer öffentlichen Auftritte und Interviews nicht im Basic English „einen abbrechen“, sondern sich in deutscher Muttersprache äußern würden.

Lassen Sie mich abschließend, da wir uns ja heute auch in einem deutsch-französischen Bezugsrahmen bewegen, festhalten: In einem mehrsprachigen Europa, von dem wir ausgehen, insbesondere innerhalb unseres eng geknüpften bilateralen Beziehungsgeflechts, sind unsere alten Kultursprachen das Verständigungsfundament. Denn, wie Hans-Georg Gadamer es zum Ausdruck brachte, ist „die Sprache die Mitte, in der sich die Verständigung der Partner und das Einverständnis über die Sache vollzieht.“ Dies müssen wir unserer Jugend vermitteln, so früh, aber auch so attraktiv wie möglich.

² Ich denke anbei auch an die Überlegungen unserer Auswärtigen Kulturpolitik, das Sprachkursprogramm der deutschen Kulturinstitute aus Kostenerwägungen des Moments heraus, an Privatanbieter abzugeben.

Laudatio auf das Versandhaus Manufactum

Hanns M. Hock

Sehr geehrte Damen und Herren,

die Theo Münch-Stiftung in Düsseldorf, deren Vorstand wir seit ihrer Gründung 2001 repräsentieren, unterstützt zum zweiten Mal den Kulturpreis Deutsche Sprache. Theo Münch, der im Jahr 2000 verstorbene Stifter, was stets ein Freund der deutschen Sprache und forderte, Selbstbewußtsein für die Muttersprache zu zeigen und dies in die Öffentlichkeit zu tragen. Aus diesem Grunde ist es uns eine ganz besondere Ehre, heute ein Unternehmen mit dem Institutionenpreis Deutsche Sprache auszuzeichnen, das aus dem Handel kommt, das für seine Produkte werben und viele Menschen erreichen muß, um erfolgreich in einem schwierigen Markt bestehen zu können.



Hanns M. Hock, Vorstandsvorsitzender der
Theo Münch-Stiftung

Menschen erreicht man über die Sprache. Daher verliehen wird dem Versandhaus Manufactum aus Waltrop den Institutionenpreis Deutsche Sprache, weil es in seiner Darstellung nach außen eben diese Sprache vorbildlich verwendet.

Manufactum hat durch seine Aktivitäten seit der Gründung 1988 eine herausragende Stellung im Versandhandel erreicht und sich ein Unternehmensprofil aufgebaut, das eine deutliche Abgrenzung gegenüber Billigmarktendenzen darstellt. Aber es war nicht Aufgabe der Jury darüber nachzudenken und die Gründe im einzelnen zu analysieren, vielmehr war es Aufgabe der Jury, den Vorgaben der an dieser Preisvergabe teilnehmenden Einrichtungen, dem Verein Deutsche Sprache, der Eberhard-Schöck-Stiftung und der Theo Münch-Stiftung entsprechend, die glänzende und beispielhafte Art zu erkennen, mit der Manufactum eine gleichfalls einmalige Stellung erreichen konnte, nämlich in seinem Katalog, wie überhaupt in allen Veröffentlichungen ein so gepflegtes Deutsch zu finden, das so manchen anderen Unternehmen als gutes Beispiel dienen sollte.

Manufactum geht kommerziell und sprachlich einen eigenständigen Weg. Wir hoffen, daß dieses Beispiel Schule macht; denn wir möchten mit diesem Preis ein Zeichen setzen, damit die Sprache unseres Volkes und unserer Geschichte wieder eine gebührende Stellung erhält.

Unser Dank gilt dem gesamten Unternehmen, seinen Mitarbeitern und seinen Geschäftsführern Thomas Hoof und Andrea Arcais für ein gutes, gepflegtes Deutsch, wofür sie viele Nachahmer finden mögen.

Dankrede für das Versandhaus Manufactum

Andrea Arcais

Sehr geehrte Damen und Herren, sehr geehrter Herr Hock,

für ein Unternehmen, dessen Kernaussage seit Bestehen in der – mit jedem Katalog neu zu beweisenden – Behauptung liegt, „es gibt sie noch, die guten Dinge“, verbindet sich zugleich die Aufgabe, diese Dinge, die wir zu einem Sortiment zusammenfassen, dergestalt zu beschreiben und sie in einen ihnen gebührenden Kontext zu stellen, daß sie von Leserinnen und Lesern des Manufactum-Kataloges auch tatsächlich begriffen werden können.

Nun stellt sich der Anspruch des „Begrreifens“, in Zusammenhang mit einem Katalog, als eine durchaus anspruchsvolle Herausforderung dar. Ließen sich Gegenstände allein über ihre bildliche Darstellung verstehen, bedürfte es keiner erläuternden Texte – technische Daten und Preis reichten aus.

Aber nicht nur in der Manufactum-Warenwelt stellt die sichtbare Erscheinung mitnichten die Quintessenz aller Eigenschaften eines Gegenstandes dar. Die Wirklichkeit der Bilderwelt zeigt etwas anderes: Sie verstellt oft (zumeist gewollt) den Blick auf das Wesentliche, erzeugt eine eigene Sprache, deren assoziative Kraft diesen Dingen Eigenschaften geradezu andichten soll – die diesen dann allzuhäufig fehlen.

Der von uns ernstgemeinte Versuch einer sprachlichen Bewältigung dieser Diskrepanz zwischen Schein und Sein ist deshalb zugleich das Beharren darauf, den Unterschied zwischen einem Original, den Voraussetzungen seiner Entstehung und seine Eigenschaften und Nutzen gegenüber in jeder Hinsicht billigen Plagiaten zu erklären.

Daß wir uns dabei zumeist einer Sprache befleißigen, die über das für eine rein technische Erklärung Notwendige hinausgeht, ist unserer Sicht auf die Warenwelt geschuldet. Diese schließt neben dem technischen Fertigungsprozeß auch historische, kulturelle und soziale Zusammenhänge ein. Daraus ergeben sich manchmal sogar kleine Geschichten, in unserem Sprachgebrauch „Aufhänger“ genannt, die ihrerseits der Leserin und dem Leser eigene assoziative Verbindungen mit dem beschriebenen Gegenstand erlauben.



Andrea Arcais, Versandhaus Manufactum

Daß diese sprachliche Arbeit, die zu unserer Sortimentsbildung konstitutiv dazugehört, Ihrer Jury einen Preis wert ist, freut und motiviert uns. Für die Anerkennung des Institutionenpreises des Kulturpreises Deutsche Sprache möchte ich mich im Namen des Gründers und Inhabers der Firma Manufactum, Thomas Hoof, und im Namen aller Mitarbeiter sehr herzlich bedanken.

Der Umweg über Telgte nach Kassel

Laudatio auf Christian Meier

Dr. Norbert Lammert MdB

Verehrte Preisträger, Stifter und Juroren, liebe Kolleginnen und Kollegen aus dem Bundestag, dem Hessischen Landtag, den kommunalen Parlamenten, verehrter, lieber Herr Professor Meier, meine Damen und Herren!

„Ich glaube, Lesen und Schreiben sind die gefährlichsten menschlichen Tätigkeiten, weil jene Partie des Geistes, auf die sie einwirken und aus der Sie hervorgehen, zugleich diejenige ist, in der die Urteile über die Wirklichkeit entstehen, und weil die Sprache eine solche Autorität besitzt.“

Dieser Satz, meine Damen und Herren, ist leider nicht von mir. Ich habe ihn bei dem amerikanischen Autor Harold Brodkey gefunden in einer Sammlung bemerkenswerter Essays, die unter dem wunderschönen Titel erschienen sind *Liebeserklärungen und andere letzte Worte*. Und weil die Sprache eine solche Autorität besitzt, steht sie zu Recht im Mittelpunkt dieser Festversammlung und deshalb steht der Satz am Beginn der Laudatio für den Träger des Jacob-Grimm-Preises 2003. Nun beginnt meine Laudatio nach dem ehrgeizigen Zeitplan des Veranstalters zu einem Zeitpunkt, zu dem sie längst beendet sein sollte. Ich bitte alle Beteiligten um Nachsicht, daß ich die dadurch möglicherweise schon eingetretenen oder zu befürchtenden Probleme nicht und schon gar nicht vollständig lösen kann. Denn wenn die wichtigste Aufgabe meines Vortrags darin bestünde, den Zeitplan einzuhalten, müßte er ersatzlos entfallen. Das wäre schön für den Zeitplan, aber vielleicht doch schade für den Preisträger. Und deshalb bitte ich zu Beginn den Preisträger um Nachsicht, wenn manches nur erwähnt werden kann, was im einzelnen darzustellen wert und wichtig wäre, und ich bitte die Veranstalter um Geduld, wenn ich ein paar mehr Minuten brauchen sollte, als die vorgesehenen gut fünfzehn Minuten, die tatsächlich ausgereicht hätten, das vorzutragen, was ich eigentlich gerne vorgetragen hätte.

Meine Damen und Herren, dem politischen Ehrgeiz deutscher Schriftsteller und der Hilfslosigkeit ihrer Zusammenkünfte hat Günter Grass in seiner berühmten Erzählung *Das Treffen in Telgte* ein eindrucksvolles Denkmal gesetzt. Als namenlos bleibender Chronist berichtet er von einem Treffen der wichtigsten Dichter des 17. Jahrhunderts, das im Sommer 1647 parallel zu den in Münster und Osnabrück laufenden Verhandlungen zum Westfälischen Frieden stattgefunden haben soll, um der Realität einer in

absolutistische Kleinstaaten zerfallenden, konfessionell wie sprachlich zunehmend geteilten Heimat die Utopie einer durch gemeinsame Sprache definierten nationalen Einheit entgegenzusetzen.



Dr. Norbert Lammert, Vizepräsident des Deutschen Bundestages

„Nach Tisch“, schreibt Günter Grass, „nach Tisch sollte nämlich über die Sprache geredet werden. Was sie zerstört habe und woran sie gesunden könnte, welche Regeln aufgestellt bleiben müßten und welche den Versfluß in Enge hielten, was als Hochdeutsch gelten dürfe und welchen Wert man den Mundarten beimessen sollte.“ Tatsächlich hat dieses Treffen nie stattgefunden. Dennoch hat sich die Entwicklung einer weithin gemeinsamen deutschen Sprache über die nächsten Jahrhunderte hinweg allemal eindrucksvoller entwickelt als die politische Verfassung Deutschlands in diesem Zeitraum. Günter Grass hat seine Erzählung bekanntlich Hans Werner Richter, dem Freund und Gründer der Gruppe 47, zu seinem 70. Geburtstag gewidmet. Nicht zufällig läßt er das große Dichtertreffen in Telgte im Sommer 1647 stattfinden, und genauso wenig zufällig beschreibt er die am Ende folgenlosen Bemühungen um die Verabschiedung eines politischen Manifests der anwesenden Schriftsteller zur verzweifelten Lage

der Nation: „Wieder einmal war den Poeten nichts gewisser als ihre Ohnmacht und ihre mangelnde Kenntnis der politischen Kräfte.“ Daß im endgültigen Text des Manifests die wirtschaftliche Lage der Druckereien wie der Autoren beklagt werden müsse und eine verbindlichere Honorarordnung, gestaffelt nach Stand und Vermögen für Auftragspoeme, in das Manifest einbezogen werden müsse, ist eine herrliche Realsatire auf den damaligen Streit um Urheberrechte, die die Folgenlosigkeit des Textes vorausnimmt, der schließlich einer Feuersbrunst zum Opfer fällt. „So“, schreibt Grass, „so blieb ungesagt, was doch nicht gehört worden wäre.“

Ein Jahr später hat Grass in seinen Aufzeichnungen für ein mögliches Filmprojekt gemeinsam mit Volker Schlöndorff *Kopfschmerzen oder die Deutschen sterben aus* das Thema noch einmal variiert: „Wäre das denn so schlimm? Sind nicht viele Kulturvölker nur noch in Museen bestaunenswert – die Hethiter, Sumerer wie die Azteken? Ist keine Welt vorstellbar, in der tausend Jahre später die Kinder einer neu sich heranbildenden Völkergemeinschaft vor Glaskästen stehen und staunen über die Wohnkultur und über die Eßgewohnheiten der Deutschen, über ihren unbeirrbaren Fleiß, über ihren Hang alles, sogar ihre Träume, zu ordnen. Und könnte nicht die deutsche Sprache wie heute das Latein der Römer zur toten aber doch zitierbaren Sprache werden?“

Ich hoffe, meine Damen und Herren, allmählich wird deutlich, daß der Umweg über Telgte nach Kassel führt. *Das Treffen in Telgte*, das unbestritten zu den bedeutenden Werken des deutschen Literaturnobelpreisträgers gehört, ist in mancherlei Hinsicht bemerkenswert: der äußere Anlaß, die kunstvolle Verbindung zwischen der Gruppe 47 und der politischen Lage Deutschlands am Ende des Dreißigjährigen Krieges und nach dem 2. Weltkrieg, der eigentümliche Glanz eines Dichtertreffens im allgemeinen Elend der Zeit, das künstlerische und politische Selbstverständnis der Künstler und ihr Beitrag zur Entwicklung der Nation im allgemeinen sowie zur Vermittlung einer gemeinsamen deutschen Sprache als Grundlage nationaler Einheit im besonderen. Alle Teilnehmer dieser Veranstaltung werden namentlich aufgeführt, nur der Chronist bleibt anonym. Die spontane Vermutung, hier nehme Günter Grass gänzlich unauffällig an einer früheren Versammlung bedeutender deutscher Dichtervorstände teil, verbietet sich nach einigem Nachdenken von selbst. Es ist geradezu unvorstellbar, daß Grass sich in dieser Runde und schon gar zu diesen Themen nicht wortgewaltig beteiligt und das politische Manifest nicht kräftig redigiert, wenn schon nicht selber vorgelegt hätte. Und unwahrscheinlich ist wohl auch, daß über beides nicht anschließend öffentlich berichtet worden wäre. Der Chronist muß jemand gewesen sein, der persönliche Neugierde mit bescheidener Zurückhaltung zu verbinden wußte, über einen geschulten Blick für Ereignisse verfügte sowie über die Begabung, Ursachen und Hintergründe zu ermitteln und schließlich die Fähigkeit, die beobachteten Ereignisse in den Kontext der allgemei-

nen Verhältnisse einzuordnen und damit dem Leser das eine wie das andere zu vermitteln. Ein Historiker also – jemand wie Christian Meier, den ich mir sehr gut als den bislang unbekanntem Chronisten des großen Dichtertreffens in Telgte vorstellen kann. Mit einer kleinen Einschränkung: Ich bin nicht sicher, ob er die Feuersbrunst hätte verhindern können, aber das Manuskript wäre erhalten geblieben.

Ich möchte einige wenige Bemerkungen zum Historiker, zum Intellektuellen und zum Akademiepräsidenten Christian Meier machen.

Dem *Historiker* Christian Meier verdanken wir einige Standardwerke zur griechischen und zur römischen Geschichte. *Athen* und *Cäsar* sind zwei im wörtlichen wie im übertragenen Sinne gewichtige Werke der Geschichtswissenschaft. Das erste handelt von der Grundlegung der Demokratie in unserer Zivilisation, das zweite über die Ursachen vom Aufstieg und Fall charismatischer Führer. Das eine ist heute noch so aktuell wie das andere. Und beides ist in glänzendem Stil formuliert – eine Begabung, die Christian Meier wie manchen prominenten Vorgängern, von Jacob Burkhart über Theodor Mommsen bis Golo Mann, nicht immer nur die ungeteilte Bewunderung seiner Zunftgenossen eingetragen hat.

Der *Intellektuelle* Christian Meier ist nicht der weltfremde Gelehrte im Elfenbeinturm seiner Wissenschaft, sondern ein engagierter Staatsbürger, der Flagge gezeigt und Zeichen gesetzt hat. Es fehlt in Deutschland nicht an Geistesgrößen einschließlich solcher, die sich dafür halten, die die Unzulänglichkeiten der Demokratie, des Parlamentarismus und insbesondere der Parteien lautstark in jedes Mikrophon blasen und in jeder Zeitschrift zu plazieren wissen. Aber es gibt nur wenige Intellektuelle in Deutschland, die – gegen den Zeitgeist – den Parlamentarismus wie die Parteien weder für verkommen noch für verzichtbar halten, und die wie Christian Meier diese Einsicht nicht für sich behalten, sondern mit erkennbar begrenzten Aussichten auf öffentlichen Jubel öffentlich vertreten; und denen zu einem so umstrittenen – und nach meinem bescheidenen Urteil bis heute gleichwohl unüberbotenen – System wie der Demokratie solche schlichten Sätze einfallen, wie der, daß ihre Unzulänglichkeit nicht zuletzt darin bestehe, daß sie zu wünschen übrig lasse. Dieses offensichtliche Handicap der Demokratie ist nämlich auch der nicht so offensichtliche Vorzug dieses Systems: daß es wünschen läßt und zu wünschen übrig läßt. Was das wert ist, wissen offenkundig die besser zu beurteilen, die nie in die Verlegenheit gekommen sind, solche Wünsche artikulieren zu dürfen.

Den *Akademiepräsidenten* Christian Meier habe ich bei vielen Gelegenheiten beobachten und kennenlernen dürfen. Er war nach meiner Einschätzung der richtige Präsident dieser Akademie zur richtigen Zeit, denn seine Amtszeit fiel in eine Periode, in der aus mancherlei Gründen, von denen auch in den Vorreden bereits die Rede war, die deut-

sche Sprache sich Herausforderungen und Anfechtungen ausgesetzt sah. Von der statistisch nach wie vor beachtlichen Bedeutung der deutsche Sprache war schon die Rede, von der genausowenig zu überschenden Relativierung im Kontext der allgemeinen Bevölkerungs- und Sprachentwicklung ebenso. Und daß Deutsch als Wissenschaftssprache nicht annähernd mehr den Stellenwert hat, der über Jahrzehnte unangefochten schien, ist leider auch wahr. Manches an diesen Veränderungen und Herausforderungen war unvermeidlich, manche Entwicklungen müssen wohl eher als Selbstverstümmelungsversuche direkt und indirekt Beteiligter beschrieben werden. Dies gilt sowohl für die Bedrängungen und Überwucherungen der Sprache durch Anglizismen als auch für die unter nahezu jedem Gesichtspunkt verzweifelten Bemühungen um eine Rechtschreibreform. Nun will ich Ihnen freimütig sagen, auch in dem Bewußtsein, daß das nicht allen gefallen kann, daß ich persönlich sowohl den Eifer der sogenannten Rechtschreibreformer als auch die Besorgnisse vieler Schriftsteller und Akademien für etwas übertrieben gehalten habe. Ich möchte das in einer Formulierung von Christian Meier verdeutlichen: „Sprachen“, hat er mal in einem Interview gesagt, „Sprachen haben einen großen Magen. Sie scheiden auch manches ganz von alleine wieder aus.“ Diese Zuversicht teile ich, wenngleich ich sofort akzeptiere, daß mit Blick auf den Zustand der deutschen Sprache die Beschreibung einer ernsthaften Magenverstümmung nicht übertrieben ist. Mir hat der Einsatz des Akademiepräsidenten Christian Meier nicht nur, aber insbesondere im Kontext dieser Debatte um eine Rechtschreibreform sehr imponiert. Sein Engagement, sein Informationsstand, aber nicht zuletzt auch seine Souveränität und das Format, einen Reformvorschlag zur stattgefundenen Reform vorzulegen, nachdem dieselbe nicht nur nach seinem Eindruck eindrucksvoll gescheitert war. Da hätte sich manch anderer mit fundamentalistischer Gebärde zurückgelehnt und erklärt: Nun sehet ihr zu! Der Akademiepräsident Christian Meier hat sich so verhalten, wie er manche Staatsbürger aus weit zurückliegenden Jahrhunderten in seinen zitierten Werken beschrieben hat. Er hat sich verhalten wie jemand, dem die Sache noch wichtiger ist als der Nachweis der früher schon gezogenen Position. Und er hat damit, wie ich finde, eben nicht nur Flagge gezeigt, sondern auch ein Zeichen dafür gesetzt, wie wir, in welchen Rollen auch immer, diesseits und jenseits der Politik unsere Aufgabe als Staatsbürger verstehen und wenn eben möglich auch wahrnehmen sollten. Ich werde im übrigen, lieber Herr Meier, nie die Begrüßungsansprache vergessen, die Sie als Präsident der Akademie anlässlich des 50. Bestehens dieser Akademie für Sprache und Dichtung in der Frankfurter Paulskirche vorgetragen haben. Der Bundespräsident sei leider verhindert, trug er vor. Der Bundeskanzler habe Wichtigeres zu tun, ebenso wie der Hessische Ministerpräsident. Auch der Bundestagspräsident bedaure, nicht dabeisein zu können. Christian Meier faßte die Absagen bündig zusammen: Das Fehlen der höchsten staatlichen Repräsentanten sei gewiß schade, spare aber viel Zeit. Und diese gespar-

te Zeit wurde damals übrigens durch eine hinreißende Serie von Lesungen zahlreicher Büchnerpreisträger aus den Werken nicht mehr lebender Vorgänger in einer kaum überbietbaren Weise bestens ausgefüllt.

Nach der Selbstbeschreibung des deutschen Kulturpreises möchte der Kulturpreis Deutsche Sprache kulturelle und sprachliche Selbstachtung und entsprechendes Selbstbewußtsein in einer offenen, demokratischen und europäisch orientierten Gesellschaft fördern. Der Jacob-Grimm-Preis will beispielhafte Verdienste bei der kreativen Weiterentwicklung unserer Sprache und phantasievolle Beiträge zur Erweiterung ihres Funktionsspektrums auszeichnen, im deutschen Sprachgebiet insbesondere Verdienste um die Anerkennung, Weiterentwicklung und Pflege der deutschen Sprache als Kultursprache sei es in literarischen Werken, sei es in politischen Essays oder Abhandlungen, sei es in der politischen Rede oder Publizistik. Dies liest sich so, als wäre der Jacob-Grimm-Preis für Christian Meier erfunden worden.

Heinrich von Kleist, der heute Geburtstag hat oder hätte, wenn er nicht 34, sondern 226 Jahre alt geworden wäre, Heinrich von Kleist, unter den großen Meistern der deutschen Sprache vielleicht der größte, hätte an diesem Preis und an diesem Preisträger und an der Verbindung von Geschichte und Sprache und Nation seine helle Freude gehabt. Mit seinem eindrucksvollen, entschlossenen, aber nie dogmatischen Einsatz für die Sprache hat sich Christian Meier in die Tradition großer deutscher Gelehrter eingereiht, die wie Jacob Grimm Politik und Wissenschaft nicht als feindliche Mächte mißverstanden, sondern als gleichrangige und jeweils unverzichtbare Möglichkeiten der Aufklärung und der Gestaltung einer Gesellschaft begriffen haben. Daß der Jacob-Grimm-Preis im Jahr 2003 an Christian Meier geht, versteht sich nach alledem beinahe von selbst. Ich gratuliere Ihnen herzlich.

Rede zur Preisübergabe an Christian Meier

Eberhard Schöck

Der diesjährige Preisträger des Jacob-Grimm-Preises, Herr Professor Christian Meier, wird heute für seinen nimmermüden Einsatz bei der Pflege und Weiterentwicklung der deutschen Sprache geehrt. Seine Überlegungen und Arbeiten gehen jedoch weit über die Sprache an sich hinaus. So schrieb er u.a. ein Buch über die parlamentarische Demokratie und ein weiteres über die deutsche Nation. Der Titel dieses Buches lautet *Die Nation, die keine sein will*. Dieses Buch hat mich sehr beschäftigt.

Es ist im Jahre 1991 erschienen, also kurz nach der Vereinigung der beiden deutschen Nachkriegsstaaten. Herr Professor Meier hat in diesem Buch prophetisch nahezu exakt vorhergesagt, welche Schwierigkeiten beim Zusammenwachsen der Ost- und Westdeutschen entstehen würden. Auf dieses Buch will ich kurz eingehen.

Sie fragen sich jetzt sicher: Was hat der Kulturpreis Deutsche Sprache mit der Nation zu tun ?

Meines Erachtens ist die Art und Weise, in der wir mit unserer Sprache umgehen, wie u.a. Journalisten und Werbeleute ihre sprachliche Kreativität ganz in die englische Sprache verlegt haben, ein Zeichen dafür, daß kein nationales Selbstwertgefühl vorhanden ist. Für mich ist die Anglisierung unserer Sprache nur ein Symptom – die Krankheit ist das fehlende nationale Selbstbewußtsein.

Zum Thema „Nation“ stellt Herr Prof. Meier in seinem Buch folgende These auf:

„Entweder schaffen wir es, eine Nation zu sein – oder besser zu werden – oder wir werden dauerhaft und nachhaltig sehr große Schwierigkeiten im eigenen Lande bekommen.“

Inzwischen sind zwölf Jahre vergangen und wir sind in dieser Zeit nicht zu einer richtigen Nation geworden. Auch haben wir – wie Herr Professor Meier vorhergesagt hat – in Deutschland heute sehr große Schwierigkeiten.

Nun die Frage : Was bedeutet es, eine Nation zu sein?

Christian Meier formuliert es so: „Wir müssen die Fähigkeit entwickeln, über alle Pluralismen und Gegensätze hinweg auch in schwierigen Situationen geschlossen und verantwortlich zu handeln.“

Man kann es auch so ausdrücken: In einer Nation gibt es ein Gefühl, zusammenzgehören. Eine Nation ist in der Lage, gemeinsame Ziele zu formulieren und sie gemeinsam verantwortlich zu verfolgen. Solche Ziele können zum Beispiel sein „langfristig die Zukunft des Landes und der Menschen zu sichern“ oder auch „das internationale Ansehen des Landes durch entsprechende Leistungen zu verbessern“.



Eberhard Schöck, Stifter des Kulturpreises Deutsche Sprache, und Jacob-Grimm-Preisträger Prof. Dr. Christian Meier bei der Preisübergabe

Nun zu den von Herrn Prof. Meier vorhergesagten Schwierigkeiten :

In den vergangenen fünfzig Jahren verfolgten unsere Regierungen und wir Bürger zu oft nur unsere individuellen Interessen und unterschiedlichste Gruppeninteressen – aber kaum gemeinsame nationale Interessen. Ein halbes Jahrhundert lang war es nahezu tabu, über nationale Interessen zu reden. Die Parteien, die uns regierten und regieren, hatten kaum ein anderes Ziel, als ihre Macht zu erhalten oder wieder zu erlangen. Dies erreichten sie bisher, indem sie immer den spendablen Onkel spielten, großzügig Geld verteilten nach innen und nach außen.

Seit Anfang der 90er Jahre funktioniert das nicht mehr. Die immer weniger werdenden Leistungsträger sind nicht mehr bereit, besonders in der derzeitigen Stagnation, immer mehr Steuern und Abgaben zu zahlen. So kommt nicht mehr genug Geld in die öffentlichen Kassen, um alle Zusagen zu erfüllen. Die Schwierigkeiten im einzelnen, die wir in unserem Land haben, brauche ich nicht aufzuzählen. Sie alle lesen davon täglich in den Zeitungen.

Schlimm ist für mich, daß auch heute, da die Not in den Staatskassen besonders groß ist, die Parteien noch immer nicht in der Lage sind, echte Strukturreformen für die Zukunft des Landes einzuleiten. Alle Reformansätze sind nur Korrekturen an den bisherigen untauglich gewordenen Systemen. Aber warum ist dies so?

Im Sinne von Prof. Meier gilt: „Erst wenn wir eine Nation geworden sind, werden wir in der Lage sein, unsere Probleme zu lösen“.

Was wäre anders, wenn wir eine Nation wären?

- Es gäbe mehr Zusammengehörigkeitsgefühl.
- Wir hätten die Fähigkeit – ich zitiere nochmals – über alle Pluralismen und Gegensätze hinweg auch in schwierigen Situationen geschlossen und verantwortlich zu handeln. Verantwortung zu übernehmen macht erwachsen, läßt überlegter handeln, gibt Selbstsicherheit.
- Die Politiker wären in der Lage, die Zukunft des Landes zu sichern und die Bevölkerung sowie die Interessengruppen würden weise, notwendige und langfristig wirksame Entscheidungen mittragen und die nötigen Opfer bringen.
- Und wir würden unsere Sprache selbstbewußt – selbst und bewußt – pflegen, kreativ weiterentwickeln und freihalten von unnützer Verfremdung.

Ich möchte mich bei Ihnen, sehr verehrter Herr Professor Meier, ganz herzlich für dieses Buch bedanken. Ich wünsche mir, daß Sie damit einen Anstoß gegeben haben für eine der wichtigsten Entwicklungen seit 1945 in unserem Land, zu der Entwicklung der Deutschen zu einer Nation.

Dankrede des Jacob-Grimm-Preisträgers

Prof. Dr. Christian Meier

Sehr verehrte Herren von der Jury,

für die Verleihung dieses bedeutenden Preises möchte ich Ihnen von Herzen Dank sagen. Ob ich ihn wirklich verdient habe, weiß ich nicht, genauer: daran habe ich meine Zweifel. Aber wie dem auch sei, meine Damen und Herren, es scheint mir angemessen, zum Dank mit einigen Reflexionen zur Lage der deutschen Sprache aufzuwarten.

Den Ausgangspunkt möchte ich beim Namenspatron des Preises nehmen. Er scheint mir glücklich gewählt zu sein, aus vielen Gründen. Zwei davon sind mir besonders wichtig: Die Märchen, die Jacob Grimm zusammen mit seinem Bruder Wilhelm gesammelt und in einer so wundervollen Sprache erzählt hat, sind das erste Stück Literatur, mit dem Kinder, die im deutschen Sprachbereich aufwachsen, vertraut werden können. Ich habe es besser denn aus eigener Erfahrung als Vorleser für meine Kinder in Erinnerung, übrigens auch für Nachbarskinder; wir wohnten anfangs in einem Block für akademischen Nachwuchs in Heidelberg; rational, wie man war, fand etwa ein nachmals berühmter Kollege Märchen für Kinder unangebracht. Ich werde mein Lebtag nicht vergessen, wie seine Tochter zuhörte. Was diese frühe Begegnung mit literarischer Sprache bedeutet, kann man nach meinem Urteil kaum hoch genug einschätzen.

Jacob Grimm ist aber zugleich – und das ist der zweite Grund, der mir diesen Preis so bedeutsam macht – leuchtendes Beispiel für eine mutige, zutiefst anständige, aufrechte Haltung, wie er sie bewahrte, als er sich zusammen mit sechs andern Göttinger Professoren weigerte, seinem Eid auf die Hannoversche Verfassung untreu zu werden.

Unter den Märchen hat mich das vom Rotkäppchen seit Kindertagen beunruhigt, weil ich es an einem entscheidenden Punkt nicht verstand: Da kommt die „kleine süße Dirn“ in die Stube der Großmutter, in deren Bett, nachdem er sie verschluckt hatte, der Wolf lag, angetan mit ihren Kleidern, die Haube tief ins Gesicht gezogen. Rotkäppchen merkt sogleich, daß da etwas nicht stimmt: Die Großmutter sieht so wunderlich aus; doch kommt sie so leicht nicht darauf, daß es gar nicht die Großmutter ist, die sie da vor sich hat. Mühsam sucht sie ihren Eindruck gleichsam zu buchstabieren: „Ei Großmutter, was hast du für große Ohren?“, fragt sie, um zur Antwort zu bekommen: „Daß ich dich besser hören kann“. „Ei Großmutter, was hast du für große Augen?“ – „Daß ich dich besser sehen kann“. – „Ei Großmutter, was hast du für große Hände?“ – „Daß ich dich besser packen kann“. Da endlich beginnt ihr zu dämmern, woran sie ist „Aber Großmutter“ (das klingt schon anders, und anders geht es denn auch weiter), „was hast du für ein entsetzlich großes Maul?“, ist ihre letzte Frage, bevor der Wolf sie verschlingt.

Warum, um alles in der Welt, kommt sie nicht darauf, daß es der Wolf und nicht die Großmutter ist, der da im Bett liegt? Schließlich guckt vom Wolf doch genügend unter der Haube und aus den Ärmeln hervor. Wie soll ein Kind das verstehen?

Dabei kommt in dem kurzen Dialog, wie mir viel später bewußt wurde, eine tiefe Weisheit zum Ausdruck. Denn *mutatis mutandis* verhalten sich die Erwachsenen in der Wirklichkeit stets von neuem gerade so, wie die kleine süße Dirn im Märchen. Lebenspraktischer- und – lebensgefährlicherweise. Wer seine Großmutter in deren Haus besucht, fragt normalerweise nicht, ob es die Großmutter ist oder der Wolf, was da im Bett liegt. Wo käme man sonst hin? Folglich fallen ihm zunächst nur Einzelheiten auf, die zu seinen Erwartungen nicht stimmen.

Anders gesagt: Wahrnehmung pflegt dahin zu gravitieren, bestimmte Grundverhältnisse für normal zu halten, also zu erwarten, und nur einzelne Abweichungen zu registrieren. Da fällt einem im Kaufhaus ein Mann auf, weil er so unsicher hin- und herschaut – aber wer kommt schon (außerhalb Israels) darauf, zu fragen, ob es ein Kunde und nicht ein Selbstmordattentäter ist? Da findet man, in der DDR hätte man gesagt: „Engpässe“ im Sozialsystem – aber wie schwierig ist es, sich zu fragen, ob das vielleicht Teile einer völlig veränderten Lage der ganzen Gesellschaft und ihrer angenommenen Zukunft sind? Oder es kommt ein neues Regime an die Macht, das dies oder jenes Unrecht begeht, und im Gegensatz zur Perspektive aus dem Nachhinein spricht doch wohl alles dafür, daß außer den davon direkt oder indirekt negativ Betroffenen die meisten so bald nicht dazu neigen werden, dieses Regime geradezu als ein Unrechtsregime zu qualifizieren, so daß allmählich die Normalität kriminell und Kriminalität normal zu werden beginnen kann.

Mir scheint, die Verknennungsszene aus Rotkäppchen hat auch mit unserer Problematik zu tun. Unter den Klagen über den Zustand (und die Gefährdung) der deutschen Sprache schält sich die über die vielen und sich mehrenden Anglizismen besonders heraus. Sie ist sehr verständlich. Und sehr verständlich ist auch, daß man sich dagegen zur Wehr setzt, sich organisiert und etwa nach deutschen Wörtern sucht, die die neuen englischen (oder amerikanischen) ersetzen können.

Zu diesem Befund wäre aber zweierlei zu bemerken. Zum einen wissen wir, daß alle lebendigen Sprachen, zumindest in Europa, sich schon angesichts von vielem Neuen, das es auszudrücken gilt, zu ergänzen pflegen, nicht zuletzt dadurch, daß sie Wörter aus andern Sprachen übernehmen. Oft kommen die neuen Wörter mit neuen Produkten, Methoden, Stilen, Erkenntnissen ins Land. Das ist ein normaler Vorgang, dabei kann eine Sprache viel gewinnen. Wie will man „event“ besser als eben mit *event* wiedergeben? Denn um ein Ereignis handelt es sich dabei ja nicht, auch nicht bloß um eine Veranstaltung; eine Mordsgaudi würde man in Bayern sagen, doch auch das kommt nicht ganz hin. Oder *cool* – was doch alles andere als etwa „kühl“ bezeichnet? Und welche Möglichkeiten zu Freudschen Fehlleistungen erwachsen unserer Sprache aus diesen Importen! *Bad Design* etwa, womit Badezimmereinrichter ihre guten Dienste

anpreisen – was sich englisch gelesen als bad design entpuppt. Oder des Name des Mautbetreibers Toll Collect, den man umgekehrt nur deutsch lesen muß, um zu sehen, daß es sich um eine tolle Kollekte, alias ein Stück aus dem Tollhaus handelt. An solchen Stellen bewährt sich unverhofft guter alter deutscher Wahrheitssinn, wenn auch unfreiwillig, mit Hilfe des Englischen.



Jacob-Grimm-Preisträger Prof. Dr. Christian Meier

Freilich, und das wäre als zweites zu bemerken, steht neben den möglichen Vorteilen englischer Wörter eine lange Reihe von Übertreibungen, Albernheiten, Ärgernissen. Doch gerade im Blick darauf könnte man sich fragen, ob die Fixierung auf die Anglizismen nicht dem Verfahren Rotkäppchens gleicht, zunächst einmal nur Einzelheiten zu buchstabieren, etwa im Sinne von: Ei Großmutter, was gebrauchst du für komische

Wörter? Zumindest könnte es ja sein, daß wir es mit einem viel umfassenderen Wandel zu tun haben. Vielleicht liegt längst nicht gerade ein Wolf im Bett der Sprache, aber eine plappernde Gliederpuppe, die bloß so aussieht wie sie?

Wenn man ohne jede Not Ausdrücke, die im Deutschen gut verankert sind, wie Selbstbedienung durch Self Service ersetzt, Auskunft respektive Information zur Sache eines Service Points macht (was gerade für Ausländer sehr viel schwerer zu verstehen ist) oder Ortsgespräch CityCall nennt, dann stillt man kein, wie auch immer geartetes, Ausdrucksbedürfnis, sondern erliegt einfach einer Anglomanie. Wie sie sich zugleich in anglisierenden Wörtern wie Handy oder Know How kundtut, die man im englischen Sprachbereich gar nicht kennt.

Positiv ausgedrückt heißt das, daß es bei uns chic ist, sich auf englisch zu äußern; negativ bedeutet es eine Tendenz zur Vermeidung deutscher Sprache, vielleicht gar zur Flucht aus ihr – wie wenn man sich genieren müßte, deutsche Wörter zu gebrauchen. Indem er (und oft auch noch in schwäbischem oder bayerischem Dialekt) englische Wörter benützt, kann der deutsche Michel meinen, ein Weltmann zu sein (nur daß seine Provinzialität unter seiner Zipfelmütze hervorlugt wie so manches vom Wolf unter der Haube der Großmutter). Auch gibt es die Regel: Wenn wir schon nichts zu sagen haben, wollen wir es wenigstens auf englisch tun (K. Adam).

Jedenfalls scheint mir die Flut der Anglizismen parallel zu einer andern Tendenz zu laufen oder gar aufs engste mit ihr verquickt zu sein, der Tendenz nämlich, nicht nur viele englische Wörter zu gebrauchen, sondern gleich ganz in einer Sprache zu sprechen, die zwar nicht eigentlich englisch ist, aber immerhin BSE, also basic (or bad) simple English.

Ganze Teile der Wissenschaft (und des wissenschaftlichen Unterrichts) werden auch in Deutschland schon auf englisch betrieben; man veröffentlicht auf englisch; deutsche Politiker, Wirtschaftskapitäne und Sportler sprechen im Ausland gern nur englisch, und Hotelangestellte tun es auch in Deutschland gern, auch wenn die Ausländer Deutsch aufs beste verstehen und davon gern Gebrauch machen würden.

(Zum Vergleich: Lessings Minna von Barnhelm antwortet Riccaut de la Marliniere, als der sie fragt: „Sie sprek nit französisch, Thro Gnad?“ „Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu sprechen suchen. Aber warum hier? Ich höre ja, daß Sie mich verstehen, mein Herr. Und ich, mein Herr, werde Sie gewiß auch verstehen; sprechen Sie, wie es Ihnen beliebt“.)

In dieser Tendenz, sich an verschiedenen Stellen geradezu daraus zu verabschieden, sehe ich die empfindlichste Gefährdung unserer Sprache. „Es ist bekannt, daß die Sprache ein Spiegel des Verstandes ist und daß die Völker, wenn sie den Verstand hoch schwingen, auch zugleich die Sprache wohl ausüben, welches der Griechen, Römer und Araber Beispiele zeigen“. Dieser Eingangssatz aus Leibniz' Unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache scheint mir hier am

Platz zu sein. Leibniz findet, die Deutschen hätten schon in verschiedenen Hinsichten „ihre Sprache ... hoch gebracht“; aber in andern seien sie noch zurück, den Wissenschaften etwa, die noch auf lateinisch betrieben werden.

Sprachen, Spiegel des Verstandes, müssen sich also auf alles erstrecken, was zu besprechen ist. Eben das ist in Deutschland nicht lange danach erreicht worden. Man hat zugleich die sprachliche Kluft zwischen den „Gebildeten“ und den andern mit der Zeit weitgehend überbrückt. Wenn sie jetzt wieder aufgerissen wird, so hat das, so ist jedenfalls zu befürchten, weitgehende Konsequenzen, unter anderm für die Möglichkeit einer nicht bloß formalen Demokratie.

Die Tendenz zum Englischen, meine Damen und Herren, ist zum Teil einfach der Weltlage geschuldet; der Tatsache, daß das Englische (oder Amerikanische) immer mehr und von immer mehreren immer öfter gesprochen und verstanden werden muß. Aufgrund der Intensivierung des Austauschs, der Erweiterung des Kreises derer, die an ihm teilnehmen, über die ganze Welt hin. Es ist zur Sprache des Tourismus, der Wirtschaft, der Politik geworden, nicht zuletzt der Wissenschaft, in einigen Bereichen sogar so weitgehend, daß es die Muttersprachen verdrängt hat. Insoweit ist es einfach notwendig, daß man Englisch kann und auf englisch am allgemeinen Diskurs teilnimmt. Für die daraus resultierenden Möglichkeiten internationaler Verständigung kann man nur dankbar sein.

Was aber über die Notwendigkeit (samt vielleicht einigen Übertreibungen, die sich mit solchen Notwendigkeiten zunächst einstellen) hinauschießt, ist damit noch nicht gerechtfertigt. Hier tobt sich die Anglomanie aus.

Kein Zweifel, daß sich die nicht-englischen Sprachen, allesamt, nicht nur das Deutsche, in einer ganz neuen Lage befinden. Sie sind künftig zurückgestuft. Alle Sprachen sind gleich, könnte man sagen, aber das Englische ist gleicher als die andern. Freilich heißt das nicht, daß die andern damit gleichgültig geworden wären. Im Gegenteil. Man muß sich nur neu auf sie besinnen.

Denn die Bedeutung der Muttersprachen – als Sprachen für alle und von allem – ist nach meinem Urteil durch das Vordringen des Englischen insgesamt keineswegs vermindert, freilich in gewissen Hinsichten modifiziert, vor allem dadurch, daß sie künftig mit höheren Ansprüchen und größeren Schwierigkeiten behaftet ist.

Ein wirkliches Englisch, das heißt ein Englisch, das der Muttersprache der Engländer nahekommt, wird ohnehin nur von relativ wenigen erworben werden können, jedenfalls unter denen, die hierzulande ihren Lebensmittelpunkt behalten. Und auf das BSE oder die verschiedenen englischen Funktionssprachen wird man ernsthaft das Maß der Sprachlichkeit nicht herunterschrauben wollen.

Selbst in Technik und Naturwissenschaft hat man die Erfahrung gemacht, daß dort, wo es um neue Ansätze, Hypothesenbildung, kurz um Innovation geht, selbst Fachleute,

die sich auf die englische Umgangssprache gut verstehen, in ihrer Muttersprache denken. Das verhält sich nicht viel anders als beim Zählen.

Sprache ist ja nicht nur ein System von Zeichen, das wir benutzen, sondern ein ganzes umfassendes Element, in dem wir uns bewegen und ausdrücken, fühlen, atmen, wittern, uns mit Andeutungen verständigen, nuancieren, spielen können; ein Raum voller Assoziationen, von Jugend auf.

„Die Worte, die wir in der Alltagssprache verwenden, erhalten ihr spezifisches Gewicht, das unsern Sprachgebrauch leitet und uns vor gedankenlosen Klischees bewahrt, durch die vielfältigen Assoziationen, die automatisch und unverwechselbar aus dem Schatz großer Dichtung auftauchen, mit dem die jeweilige Sprache ... gesegnet ist“, so hat es Hannah Arendt formuliert; man muß heute einiges davon abziehen, aber im Kern scheint es mir immer noch zu gelten.

So, wie sie sich gebildet hat, im Widerspiel verschiedenster Kräfte, in kühnem Wagnis wie im Vortasten, in immer neuer Verarbeitung historischer Erfahrungen, im sprachlichen Vernarben von Wunden, im gedanklich-begrifflichen Ordnen der Welt wie im kritischen Zurückschneiden oder Sich-Abnutzen von Auswüchsen und im Ausgleich zwischen all dem, was sich da mischt – so sind in der Sprache je besondere Terminologien, Anschauungen, Grundlagen und Hintergründe herangewachsen, die etwa in der deutschen Historischen Schule der Nationalökonomie des 19. Jahrhunderts zu Begriffen geführt haben, welche sich heute als brandaktuell erweisen. Sie waren nur leider in Deutschland vergessen und mußten in Amerika neu entdeckt werden. Selbst Begriffe wie Mittelstand oder Wirtschaftsordnung sind so sehr in deutsche Umgebung eingebettet, daß sie nur umschreibend im Englischen wiedergegeben werden können; und so könnte man lange fortfahren.

Schon gar nicht können die für die gesellschaftliche Orientierung so ungemein wichtigen Geisteswissenschaften darauf verzichten, in den Muttersprachen zu denken und zu sprechen. Da mag man sich über vieles auch auf englisch verständigen können (und müssen), es wird in ihnen ohne das Verstehen des Eigenen wie des Fremden aus den je besonderen Voraussetzungen nicht gehen, also nicht ohne Mehrsprachigkeit (denn man hat ja, je nachdem, auch Franzosen, Italiener, Spanier, Russen in ihren Sprachen zu verstehen). Sonst werden diese Wissenschaften, gerade auch international, um einige ihrer besten Elemente und größten Chancen gebracht.

Wer seine eigenen Bücher in verschiedene europäische Sprachen übersetzt bekommt und das kontrolliert, weiß ein Lied davon zu singen, wie sich nicht nur viele Mißverständnisse auf tun, die zumeist leicht auszubügeln sind, sondern wie schwierig es ist, Zusammenhänge und Hintergründe der eigenen Sprache und Wissenschaftstradition in der fremden Sprache adäquat wiederzugeben. Und dann bekommt man, nach all den Mühen, auch noch von einem amerikanischen Kollegen bescheinigt: „Paul Veyne (der französische Althistoriker), Walter Burkert (der Zürcher Philologe) and you, e.g., seem

to me much more significant, *bzw. bedeutender* (wie er auf deutsch hinzufügt) in your native tongues. No translation of ‚Die Griechen hatten keine Griechen vor sich‘ quite reproduces the effect of the original“.

Die weiterhin große, zentrale Bedeutung der Muttersprachen versteht sich also von selbst. Man muß über alles weiterhin auch in ihnen sprechen, schreiben, denken, diskutieren; und zwar auf der Höhe der Zeit. Nicht nur Begriffe, sondern auch Zusammenhänge müssen in der Muttersprache ausdrückbar bleiben, also gegebenenfalls in sie übertragen werden.

Was immer Naturwissenschaftler und Techniker untereinander auf englisch ausmachen können, in einer Zeit, in der von Naturwissenschaft und Technik so viele tiefe Einwirkungen auf unser Leben ausgehen, in der wir also über das, was da geschieht, orientiert werden (und gelegentlich auch entscheiden) müssen, ist es notwendig, daß man sich über ihre wesentlichen Ergebnisse auch auf deutsch (französisch etc.) verständigen kann. Es kann ja wohl auch nicht nur Sache der Physiklehrer sein, für ihre Gegenstände deutsche Ausdrücke zu finden.

Wenn unsre Gesellschaft in all den Fragen, die für sie wichtig sind, mitreden will, dann muß auf allen Gebieten auch das Neueste in unserer Sprache austauschbar sein. Bei den Gegenständen der Wirtschaftswissenschaft, der Sozialordnung, der Geisteswissenschaft gilt dies ohnehin.

Wenn eine „wohl ausgeübte Muttersprache“, nach Leibniz, „wie ein rein poliertes Glas gleichsam die Scharfsichtigkeit des Gemüts“ befördern „und dem Verstand eine durchleuchtende Klarheit“ geben kann, so hängt die „Wissenslust oder Kuriosität“ einer Nation, die „Öffnung der Gemüter in allen Dingen“, so Leibniz, davon ab, daß ihre Muttersprache umfassend ist, und das heißt in einer Zeit so radikalen Wandels, wie es die unsere ist, umfassend fortgebildet wird. Daran hängt ihre Orientierung, ihre Selbstbestimmung und ihre Freiheit. Sie muß erkennen, woran sie ist, und – das Beste daraus machen. „Denn was immer Menschen tun, erkennen, erfahren oder wissen, wird sinnvoll nur in dem Maß, in dem darüber gesprochen werden kann“ (H. Arendt).

Es wird damit vielen, die sich im Englischen wie die Fische im Wasser bewegen, eine ganze Reihe von Übersetzungsleistungen abverlangt, im Kleinen wie im Großen. Eine Übersetzungsleistung übrigens, die auch innerhalb des Deutschen zu erbringen ist, nämlich aus den Spezialdiskursen der einzelnen Fächer in die allgemeine Sprache. Und so unbequem das ist, es verspricht reichen Gewinn. Man hat schon die Frage gestellt, ob nicht diejenigen, die das Englische zur Muttersprache haben und keine weiteren Sprachen zu lernen brauchen, dadurch empfindliche Einbußen erleiden.

Wie aber, meine Damen und Herren, kann man erreichen, daß die deutsche Sprache in dieser Lage ihre ganze Breite und, zumal historische, Tiefe nicht nur erhält, sondern auch fortbildet, gerne mit einigen Anglizismen, wenn auch nicht mit dem abscheulich

überhandnehmenden Mischmasch (um nochmals auf eine Leibnizsche Formulierung zurückzugreifen)?

Das kann jedenfalls nicht Sache des Staates oder gar eines Sprachgesetzes sein. Um von allen andern Bedenken abzusehen: Der Staat, in dem doch wohl das Bundesinnenministerium und die Kultusminister dafür zuständig wären, hat sich in Sachen Sprache so radikal desavouiert, durch die sogenannte Rechtschreibreform nämlich, wie es nur denkbar ist.

Daß diese Damen und Herren sich das Recht angemäßt haben (das in Deutschland außer dem NS-Minister Rust nie zuvor ein Minister beansprucht hat), der Sprachgemeinschaft willkürlich Schreibungen zu diktieren, die noch dazu teilweise im Widerspruch zu elementaren Regeln der deutschen Grammatik und Wortbildung stehen, und daß sich das Bundesverfassungsgericht zu ihrem Büttel gemacht hat, ist schon ziemlich schlimm.

Vielleicht darf ich hier nach Rotkäppchen noch ein zweites Märchen zitieren, das wenigstens in den Umkreis der Brüder Grimm gehört. Es heißt „Anno 1837“ (Treitschke berichtet davon) und ist Teil der Welle der Empörung gewesen, die anlässlich der Entlassung der Göttinger Sieben durch ganz Deutschland ging, so daß der König von Hannover später bemerkte: „Hätt' ich gewußt, was mir die sieben Teufel für Not machen würden, so hätt' ich die Sache nicht angefangen“. Anno 1837 handelt von einer Großmutter, die ihrem Enkel von dem bösen König, dem von ihm zerrissenen Freiheitsbriefe und den Sieben erzählt, worauf das Kind verwundert geantwortet habe: „Das kann unmöglich möglich sein!“.

Ein schönes Märchen aus der Frühzeit deutschen Konstitutionalismus. „Unmöglich“ wird damals, schon bei Goethe, laut Grimmschem Wörterbuch als besonders starke Form der Verneinung benutzt, insbesondere auch der Scheidung zwischen erlaubt und unerlaubt. Was dieses Kind tut, ist also – entgegen aller Erwachsenenenerfahrung – bestimmte staatliche Rechtsbrüche einfach deswegen nicht zu glauben, weil sie unmöglich möglich sein können.

Übrigens, wenn ich das hier einflechten darf, denn es gehört ebenfalls in unsern Zusammenhang, hat damals das ostpreußische Elbing auf eine Solidaritätsadresse für einen andern der Göttinger Sieben, einen Sohn der Stadt, aus Berlin den Verweis bekommen: „Dem Untertanen ziemt es nicht, die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen“. Daher seitdem die Wendung vom beschränkten Untertanenverstand.

An dieser ministeriellen Einschätzung der Untertanen hat sich in Sachen Schrift in der Zwischenzeit nur geändert, daß man heute weiß, daß man Meinungen gar nicht zu unterdrücken braucht, im Gegenteil, sie sollen frei herauskommen. Man muß nur nicht hinhören, und das kann man sich bequem erlauben, falls man die Macht hat. Kultusminister sind nicht satisfaktionsfähig, man kann ihnen in aller Öffentlichkeit, übrigens

wahrheitsgemäß, schwere Vorwürfe machen, kann von obrigkeitsstaatlichem Gebaren, geschönten Befunden, Betrug und Diffamierungen sprechen. Das stört überhaupt nicht, da sie ja die Macht haben. Und sie können in den Sphären, für die sie zuständig sind, wozu ja Steuern, Renten etc. nicht gehören, zwar nicht bei der Mehrheit, aber bei gar nicht so wenigen, bei Zeitungen und Verlagen zum Beispiel, auf den – nach wie vor leider durchaus vorhandenen – vorausseilenden Gehorsam der Deutschen sich verlassen.

Was sind Argumente? Nichts. Was bedeutet das Urteil führender Fachleute? Nichts. Was haben Schriftsteller, wenn man sonst schon auf sie nicht hören will, wenigstens in Sachen Schrift zu bedeuten? Nichts. Man hat eine zuständige Kommission, die vom Intrigieren mehr versteht als von Schrift und Sprache, und man verschanzte sich mit dem, was Nietzsche „die Inquisitionszensur, in der es die Deutschen ... weit gebracht haben ...“, genannt hat, dem „unverbrüchlichen Schweigen“. Vor der Mauer dieses erstickenden Schweigens darf unsereins wie ein Hund (früher hätte man gesagt ein Pinscher) bellen, vermutlich sogar ein Bein heben – das wird, im Gegensatz zu früher, nicht mal ignoriert.

Ich vermute, die Minister kennen die Wahrheit, aber sie hängen dem Irrglauben an, den Andersen in seinem Märchen von des Kaisers neuen Kleidern schildert. Deren Fabrikanten hatten ja vorsorglich verbreitet, daß, wer diese Kleider nicht sehe, dumm oder untauglich für sein Amt sei. Etwas Ähnliches scheinen auch die Verfechter der Reform getan zu haben. Das Kind, das ich hier – denn aller guten Dinge sind ja drei – erwähnen sollte, würde heute finden, daß die Minister das Gesicht gar nicht mehr haben, von dem sie meinen, sie dürften es nicht verlieren.

Auf den Staat wird man also in diesen Dingen nicht rechnen können. Wer aber könnte uns dann helfen? Nur wir selbst, die Gesellschaft.

Freilich wäre es falsch, sich Illusionen hinzugeben über unsere Möglichkeiten. Die Sache ist äußerst schwierig. Und Hoffnung erwächst eigentlich nur daraus, daß das Ausmaß der Probleme sich derart zu einer Herausforderung summieren oder kumulieren müßte, daß Antworten geradezu erzwungen werden.

Gesprochene Sprache (auch die englische) hat heute insgesamt einen schwierigen Stand gegenüber der „Sprache“ der Bilder, der Rhythmen sowie der Körpersprache. Wenn uns verschiedene Theaterstücke in einer Weise begegnen, daß man den Eindruck hat, Schauspieler brauchten heute vor allem Turnunterricht, so ist das vielleicht bezeichnend, also nicht nur auf die Willkür, Egozentrik oder Unfähigkeit der Regisseure zurückzuführen.

Eine weitere Schwierigkeit resultiert daraus, daß unsere Sprache der Wirklichkeit immer weniger dicht aufsitzt (was Kritik und Zustimmung oft in die Beliebigkeit laufen läßt). Die Beziehung zwischen Sache und Ausdruck ist vielfach durchschnitten (Adorno). Die Worte rasten, sobald das Alltägliche hinter uns liegt, nicht mehr ein. „Wo die Sprache

bloß glatt und klug und federnd ausgeführt ist, bleibt sie heute unterhalb jeder Bewußtseinsreizung“ (Botho Strauß). Ständig haben wir es mit Informationen zu tun, deren Bedeutung wir kaum verstehen (Gehlen). Auch ist die Gemeinsamkeit der gesellschaftlichen Erfahrungsräume stark rückläufig. Die Folge ist nicht nur Sprachungenügen, sondern Sprachresignation. Wie kann man Anspielungen auf Politik machen, wenn die Hälfte der Bevölkerung sie kaum mehr wahrnimmt? Umgekehrt muß ich leider gestehen, immer noch nicht zu wissen, wer Dieter Bohlen ist.

Und während dies alle Sprachen betrifft, kommen für die Deutschen noch besondere Erschwerungen hinzu. Das mangelnde Selbstbewußtsein, das gar nicht anders kann, als auch auf die Sprache durchzuschlagen. Zudem gewisse Sprachlähmungen, die sich daraus ergeben, daß man auf wichtige Teile der eigenen, jüngeren Geschichte offenbar nur mit Betroffenheit, was letztlich Sprachlähmung ist, reagieren kann. Schließlich, wie mir scheint, eine besondere „Unwendigkeit“, die daher kommt, daß wir nach dem Krieg gleichsam über dem verseuchten Mutterboden unserer Herkunft künstliche Ordnungen aufgebaut haben, durchaus mit Klugheit, Geschick und Erfolg, aber doch derart, daß sie besonders starr sind (und wohl auch, daß wir besonders starr an ihnen festhalten).

In dieser Lage müßten wir selbst und der ganze Wandel der Welt uns neu bewußt werden, in jeder Hinsicht. Wir erleben Umwälzungen, wie sie selten oder nie in der Geschichte stattgefunden haben. Entfernen uns in Riesenschritten vom Herkommen (ohne daß wir so leicht mitkämen, das heißt Teile von uns bleiben auch weit zurück). Zahlreiche gewohnte Lebensvoraussetzungen schwinden. Wir erleben nicht nur viel Wandel, sondern machen ihn auch selber durch. Die Halbwertszeit von Einsichten und Überzeugungen wird immer geringer.

Manche Auswirkungen davon sind inzwischen in aller Munde. Aber wissen wir eigentlich, anders gesagt: haben wir schon die Sprache, um zu fassen, was im Gange ist, und das Wissen, in das die Worte einrasten, in dem sie Zusammenhänge bilden, innerhalb dessen sie zumindest gedankliche Konsequenzen haben können?

Auf welche Zukunft steuern wir zu? Aber je schneller wir das tun, um so weniger kümmert uns das (als Gesellschaft *nota bene*, nicht, was die Einzelnen und Firmen angeht). Wir balancieren mit Renten, Krankenversicherungsbeiträgen und dergleichen, statt uns zu fragen, ob wir nicht eigentlich über unsere ganze Gesellschaft umdenken müssen; und ob wir unsere Vorstellungen von deren Zukunft einfach fortschreiben dürfen. Statt Phantasie und Zuversicht zu entfalten, um uns für das Neue, das wir zu gewärtigen haben und das sich längst abzeichnet, zu öffnen. Wo der Besitz unter unseren Füßen langsam davongeschwemmt wird, beschäftigt uns Besitzstandswahrung. Verteilung von etwas, was vielleicht, je mehr die Verteilung unsere Aufmerksamkeit absorbiert, um so mehr dahinschwindet. Und so kann man noch mit den verschiedensten Stichworten von Europa (was doch nicht nur Fliehburg, sondern Fluchtpunkt sein sollte) über Terrorismus bis Gentechnologie lange fortfahren.

Kurz, die Fülle dieser und ähnlicher Herausforderungen ist es, von denen zu hoffen ist, daß sie uns geradezu nötigen, es mit ihnen aufzunehmen, in einer Sprache, die zusammen mit unserm Verstand fortgebildet werden muß. Warum sollten nicht auch gerade wir im Deutschen das können? Anlaß, Ansporn gibt's dazu genug.

Der Rang einer Sprache (und das Interesse, auf das sie bei andern stößt) hängt nach alter Einsicht davon ab, was in ihr geschieht; also gedacht, geforscht, gestaltet, gestritten wird. Eben davon aber hängt auch die Freude und die Lust, sich in ihr zu bewegen, ab. Davon und vom Gelingen sprachlichen Ausdrucks – das heißt letztlich davon, wie dicht er an all das herankommt, was uns umtreibt, bewußt und unbewußt, wie weit er also auch dem unbewußt Gespürten Wort geben kann.

Die dazu notwendige Arbeit, die so weithin in der Sprache zu leisten ist, schließt nicht aus, daß man derweil auch an der Sprache arbeitet. Auch Symptome, zumal wenn sie Schmerzen bereiten, müssen kuriert werden. Mit Sprachbeobachtung, mit Sprachkritik (übrigens auch im Deutschen, gegen so schreckliche Wörter wie Kopfpauschale), mit Phantasie, vielleicht mit Sprachpreisen, mehr noch aber mit Gelben Zitronen; mit Humor und Ironie, vielleicht kann man es auch mit Sprachfesten versuchen.

Kinder, meine Damen und Herren, könnten heute wohl nicht mehr normativ von etwas feststellen: Das kann unmöglich möglich sein. Cool, wie sie sind, müssen sie sagen: Alles ist möglich. Und wenn Kindermund Wahrheit kundtut, müssen sie auch sagen, daß die Erwachsenen allesamt nackt sind oder doch fadenscheinige Kleider tragen. Und – daß es wenig reizvoll ist, in diese Gesellschaft hineinzuwachsen, in eine Nation zumal, die so leicht dazu neigt, nur noch, „sich selbst mitzumachen“ (Musil), also sich aufzugeben (worin ich das eigentliche Pisa-Problem sehe) – anstatt sich darüber klar zu werden, daß sich auch uns, ja gerade uns Deutschen und in unserer Sprache besondere Aufgaben stellen. Denn es gibt in dieser vernetzten Welt weiterhin auch für die Nationen, je nach ihren Eigenarten, ihrer Geschichte und in ihren Sprachen sehr vieles zu handeln und zu verhandeln (nicht nur in der Höhenluft internationaler Bühnen).

Diesen Kindern müssen wir unsere Sprache weitergeben. Und nicht nur unsere Sprache. Wie das gelingt, ist abhängig davon, wie wir sprechen und was wir zu sagen haben. Wie andere in andern Sprachen, so wir in unserer. Und außerdem auf englisch. Es muß Freude machen, sich in dieser Sprache zu bewegen. Und man muß das Gefühl haben, die Welt, wie man sie erlebt und zu verstehen sucht, lasse sich in ihr fassen, oder man könne ihr wenigstens auf den Leib rücken, anders gesagt: Es lasse sich in ihr das Bewußtsein einer Gesellschaft für eine Zukunft öffnen, in die man sich besser nicht mit dem Hinterteil zuvörderst hineinbewegt; die ganz anders werden könnte, als wir es uns in unserer Bequemlichkeit vorstellen, und die wir alle, vor allem aber unsere Kinder und Kindeskinde zu bestehen haben. Wofür wir sie wappnen müssen.

Übrigens gehört dazu nicht nur das Sprechen (und möglichst schonungslose Denken), sondern auch das Zuhören.

Jedem Sprecher fehlt die Sprache, fehlt dem Hörenden das Ohr.

Daß dieses Zuhören noch möglich ist, haben Sie bewiesen. Ich sehe darin eine Ermutigung, eine Manifestation der Geduld – denn auch die gehört dazu –, einen Beleg dafür, daß wir die skizzierte Herausforderung bestehen können und – danke Ihnen dafür.



Preisträger, Juroren, Laudatoren und Stifter (v.l.): Lektorinnen des Projekts DeutschMobil, Prof. Dr. Christian Meier (mit Enkeln), Andrea Arcais, Wolfgang Windfuhr, Prof. Dr. Helmut Glück, Prof. Dr. Joachim-Felix Leonhard, Kurt Brenner, Eberhard Schöck, Sabine Schöck, Georg Lewandowski, Dr. Norbert Lammert

Autorenverzeichnis

Andrea Arcais: Versandhaus Manufactum

Kurt Brenner: Präsident der Förderung Deutsch-Französischer Häuser

Prof. Dr. Helmut Glück: Professor für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Bamberg; Sprecher der Jury des Kulturpreises Deutsche Sprache

Hanns M. Hock: Vorstandsvorsitzender der Theo Münch-Stiftung

Norbert Lammert MdB: Vizepräsident der Deutschen Bundestags

Prof. Dr. Joachim-Felix Leonhard: Staatssekretär im Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst

Georg Lewandowski: Oberbürgermeister der Stadt Kassel

Prof. Dr. Christian Meier: Althistoriker, Emeritus der Ludwigs-Maximilians-Universität München, Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung (von 1996-2001)

Dipl.-Ing. (FH) Eberhard Schöck: Stifter des Kulturpreises Deutsche Sprache

Wolfgang Windfuhr: Präsident der Brüder Grimm-Gesellschaft

Bildnachweis: Tobias Mindner, Bodo Kieselbach

Preisträger des Kulturpreises Deutsche Sprache

2001

Jacob-Grimm-Preis: Rolf Hochhuth

Institutionenpreis Deutsche Sprache: Zeitschrift Computer-BILD, Hamburg

2002

Jacob-Grimm-Preis: Ludmila Putina

Initiativpreis Deutsche Sprache: Verein zur Förderung der pädagogischen Arbeit mit
Kindern aus Zuwandererfamilien, Osnabrück

Institutionenpreis Deutsche Sprache: Gemeinnützige Hertie-Stiftung,
Frankfurt a.M.

2003

Jacob-Grimm-Preis: Christian Meier

Initiativpreis Deutsche Sprache: Projekt Deutsch-Mobil

Institutionenpreis Deutsche Sprache: Versandhaus Manufactum